



Schwyz

Y

N° 06



Best of
Corporate Publishing
2013



Danke

Zu Beginn der Sommerausgabe berichteten wir, dass das Y-Mag den „Best of Corporate Publishing 2013“ in Silber erhalten hätte. Das stimmte zu diesem Zeitpunkt auch. Doch dann passierte bei der Preisverleihung in Hamburg das Unglaubliche: Das Y-Mag bekam GOLD.

Wir waren überwältigt. Damit gehört es – von 670 eingesendeten Arbeiten – zu den besten 20 Magazinen aus 12 Nationen.

Und die Begründung der Jury?

Das Y-Mag sei einfach „umwerfend sympathisch“.

DAS, liebe Schwyzerinnen und Schwyzer, gelingt nur, wenn man das Glück hat, sympathische Menschen porträtieren zu dürfen. Deswegen geht das GOLD an Sie alle.

Doch bei aller Freude über die guldene Ehrung möchten wir eins nicht vergessen: Ohne unsere Sponsoren gäbe es dieses Magazin nicht. Deshalb sagen wir an dieser Stelle jedem einzelnen Unternehmen der Seite 80 ein ganz herzliches Dankeschön!

Andreas Lukoschik



*Der Gang ins Tal vom
„Großen Mythen“
links der Sihlsee.
FOTO: Stefan Zürrer*

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,



Andreas Lukoschik

Wer sich bislang gefragt hat, was für Menschen im Kanton Schwyz leben, wird am Ende dieser Ausgabe verwundert *und* begeistert sein. Wie bei einem äusserst üppigen Blumenstraus findet man auch in dieser Herbstausgabe des Y-Mag einen Artenreichtum, der einen Staunen lässt.

Apropos „staunen“. Genau darum geht’s bei Dr. Norbert Kamer aus Arth, der eine Lanze für das Staunenkönnen bricht. Gefüttert wird seine Lust am Staunen durch seine Leidenschaft an der Teilchenphysik.

Mit dem selben Thema – dem Kern unseres Universums – beschäftigt sich Annette Windlin, allerdings als Theatermacherin. Was dabei ihr „Big Bang in Brunnen“ mit New York zu tun hat, erzählt sie auf der Seite 30.

Sogar eine Bestseller-Autorin wohnt im Kanton Schwyz: Blanca Imboden. Sie ist mit „Wandern ist doof“ lange auf der Schweizer Bestsellerliste gewesen. Sie beschreibt uns ihren Lieblingswanderweg.

Ebenfalls oft und gern unterwegs ist der unglaubliche Erich Gwerder aus Muotathal: Beim Wildheuen, beim Wandern mit seinem Ziegenbock Stöfi und und und.

Keine Ziegen dafür 2000 Schafe hat unser Fotograf Stefan Zürcher bei der Alpabfahrt begleitet. Von der Charetalp zogen sie über den Pfaff und die Glattalp ins Muotatal. Dabei sind Aufnahmen von grosser Schönheit und poetischer Kraft entstanden.

Gewandert ist auch ein gewisser Johann Wolfgang von Goethe. Durch den Kanton Schwyz. Was er dabei beobachtet hat, vertraute er seinem Tagebuch an.

Ein anderer grossartiger Beobachter und Denker ist Martin Werlen, Abt des Klosters Einsiedeln. Am Ende dieses Jahres wird er sein Amt als Abt zurückgeben und als einfacher Mönch in die Gemeinschaft der Klosterbrüder zurückkehren. Er spricht über die Glut unter der Asche, Papst Franziskus und darüber, was die Schweizer Garde damit zu tun hat.

Der Herbst ist die Zeit der Chilbi. Warum es eine Kantonschilbi gibt, beleuchtet in unserer neuen Reihe zum Thema Brauchtum der Autor Hans Steinegger.

Nicht nur an der Chilbi wird den Genüssen gefrönt. Ganzjährig gelingt dies ganz vortrefflich bei Markus Gass im „Adler“ Hurdern.

Wer lieber zuhause geniessen möchte, kann Flaschen mit den vortrefflichen Tropfen von Toni Schuler aus Südfrankreich entkorken. Der Rickenbacher hat dort ein Weingut auf dem er seltene Rebstöcke kultiviert. Seine Weine erzählen davon genussvolle Geschichten.

Selten ist auch das, was dieses Mal im Kantonesischen besprochen wird – die Tausse.

Dann haben wir ein Thema im Magazin, dass von zentraler Bedeutung für uns alle ist: Verantwortung. Monica Vögele hat dazu eine Ausstellung im VögeleKulturZentrum gemacht und Ivo Huber von der Tulux AG in Tuggen spricht darüber als Unternehmer.

Bleibt uns jetzt nur noch eines zu wünschen übrig – „Angenehme Lektüre!“ 🍷

INHALT

SCHWYZ

10 Der Wildheuer

Der unglaubliche Erich Gwerder
aus Muotathal

16 Toni Schuler

Der Rickenbacher baut Wein im
Languedoc an

22 „Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr gross...“

Fotoimpressionen von der Alpbefahrt
der Schafe

28 Goethe in Schwyz

Was Johann Wolfgang Goethe am
30.9.1797 in sein Tagebuch schrieb

30 „Big Bang“ in Brunnen

Annette Windlins grösste Inse-
nierung in Halle 6 der Nova Brunnen

36 „Wandern ist doof!“

Weshalb Blanca Imboden nicht meint,
was ihr Bestseller titelt

MARCH

42 Kuriosum "Kantonskilbi"

Warum sie ist, wie sie ist

46 Es werde Licht!

Tulux in Tuggen hält sich dran –
und zwar ausgesprochen formschön

EINSIEDELN

52 Abt Martin Werlen

Ein Gespräch über Glut und Asche,
Papst Franziskus und die Schweizer
Garde

HÖFE

60 Das begehbbare Notizbuch

Monica Vögele und das Vögele
Kulturzentrum

66 Der Gas(s)traum

Ein Besuch bei Sternekoche Markus
Gass in Hurden

KÜSSNACHT

74 Die Lust am Staunen

Dr. Norbert Kamer, die Teilchen-
physik und ein ganz besonderer
Kronleuchter

78 Kantonesisches diesmal: "Tausse"

WER MEHR ÜBER DEN
KANTON ERFAHREN MÖCHTE,
BEKOMMT ES HIER:
Amt für Wirtschaft
Bahnhofstr. 15
CH 6431 Schwyz
Bestellungen des Magazins bitte
ebenfalls an diese Adresse richten.



IMP RES SUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher des Amtes für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG Verlag, Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, brunnerbekker, München

ART DIRECTION: Florian Fischer, HelmutMorrison, München

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Erich Gwerder, Toni Schuler, Johann Wolfgang von Goethe,
Annette Windlin, Blanca Imboden, Ivo Huber, Abt Martin Werlen, Monica Vögele, Markus Gass,
Cristina Hess-Gass, Hans Steinegger, Dr. Norbert Kamer, Nathalie Henseler, Andreas Meyerhans,
Franz-Xaver Risi sowie Gabriele Batlogg und Nick Oswald

SCHLUSSREDAKTION: Hanjo Seibler

FOTOS: Stefan Zürcher

sowie Marco Volken (March), das Vögele Kulturzentrum, Tulux AG und Erich Langjahr (Wildheuer)

ILLUSTRATIONEN: Victoria von Kap-herr (Gemälde) und Florian Fischer (Collagen)

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen

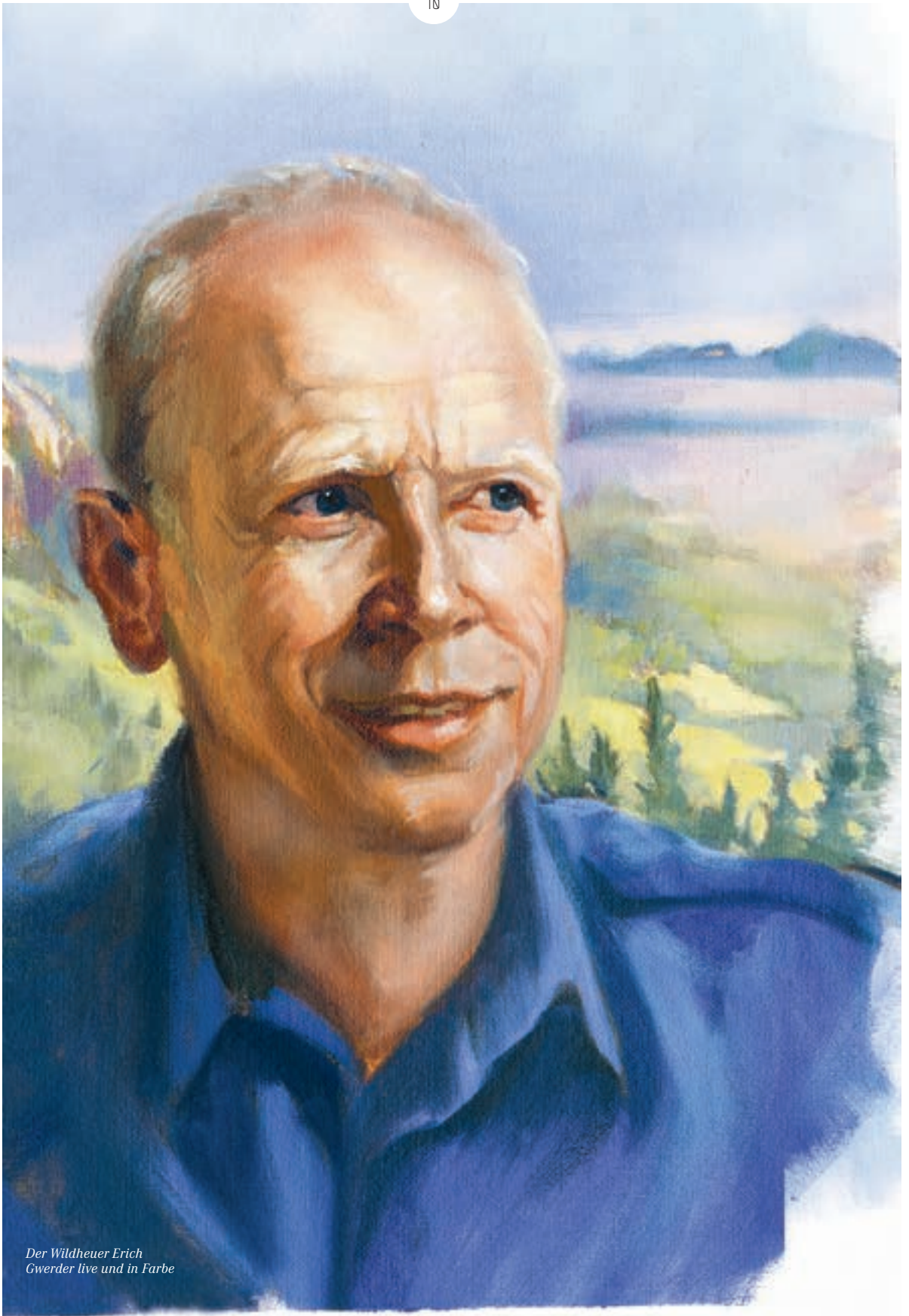


*Auf dem Weg vom „Pragel-
pass“ auf die „Silberen“
FOTO: Stefan Zürrer*

Schweiz

*Blick vom „Weg der
Schweiz“ in Morschach
auf den Urner See
links die Axenstrasse
rechts das Rütli
FOTO: Stefan Zürcher*





*Der Wildheuer Erich
Gwerder live und in Farbe*

DER WILD- HEUER

WARUM ERICH GWERDER UM DEN
1. AUGUST AUF DEN STEILSTEN ALPEN
DER REGION DAS GRAS MIT DER SENSE
SCHNEIDET.

von *Andreas Lukoschik*

Der schönste Weg zu ihm ist, den Wagen in der Ortsmitte von Muotathal abzustellen und dann der Muota entlang zu gehen. Jetzt im Herbst ist sie nur noch ein kleiner Fluss. Aber im Frühling, wenn die grossen Schneeflächen auf den Bergen schmelzen, rauscht sie gewaltig talwärts. Nun aber gluckert sie leise vor sich hin. Wenn einen der Weg an einem chaletartigen Haus vorbeiführt, dann ist man angekommen. Hier wohnt Erich Gwerder mit seiner Annelies.

Er ist ein bekannter Mann. Nicht erst seitdem er im Film „Das Erbe der Bergler“ die tragende Person der Wildheuer war. Denn das macht er seit seinem siebten Lebensjahr. Wildheuen.

Am 1. August geht's hinauf auf den „Hinteren Heubrig“. Das ist, wie im Film gezeigt, ein mühsamer Aufstieg, weil steil – und gefährlich. „Mein Vater hat immer gesagt,“ so Erich Gwerder mit verschmitztem Lächeln, „80 Prozent aller Muotathaler wagen diesen Aufstieg nicht.“

Er übrigens in diesem Jahr auch nicht. Denn in den letzten Jahren sind Steinschläge auf den Weg abgegangen. Berge „leben“ ja und verändern sich ständig. Deshalb weiss man nicht, wann das nächste Mal eine Wand herausbricht.

Im Einstieg seines Weges bergauf liegen Felsbrocken von der Grösse zweier Personenwagen, die beim Aufprall nicht zerschmettert wurden. Man kann sie übrigens von unten mit dem Fernglas sehen – wenn man weiss, wo sich der schmale Weg die Felswand emporwindet. In diesem Jahr ist er deshalb den längeren Weg hinangestiegen. Statt einer knappen Stunde Aufstieg braucht er jetzt gut zwei Stunden. Aber nehmen lässt er sich das Wildheuen dennoch nicht.

Das „Wild“ beim Wort „Wildheuen“ kann man leicht missverstehen, wenn man meint, es wäre – wie beim „Wildern“ – eine verbotene Form der Heubeschaffung. Das ist es ganz und gar nicht. Denn nur Mitgliedern der Oberallmeindkorporation Schwyz ist das Wildheuen gestattet. Die sind dort seit altersher hinaufgestiegen und haben an unglaublich steilen Stellen das Gras gemäht.

Damals, weil sie sich Zufutter für ihre Ziegen und Kühe beschaffen mussten, heute weil es im Sinne des nachhaltigen Naturschutzes ist, dass dort oben das Gras nicht zu lang wird. Sonst kann es im Winter bei Lawinenabgängen ausgerissen und damit der Boden der Erosion preisgegeben werden.

Ausserdem zeigt die Erfahrung: Wo die Wildheuer mähen, entwickelt sich die grösste Artenvielfalt in Flora und Fauna. Das wissen die Steinböcke und Gämsen. Denn auf den abgemähten Flächen weiden sie im Frühjahr und später

auch die Schafe. Die haben allesamt ein feines Näschen für die zarten und saftigen Halme auf diesen Wiesen voller Kräuter, Blumen und wohl-schmeckender Gräser.

Selbst das Heu von „da oben“ duftet noch herrlich und wird im Tal für „Wildheusuppe“ und „Wildheufleisch“ verwendet. Ja, die Muotataler sind gewitzt, wenn es darum geht, aus den Bergen etwas „Köstliches“ zu machen. Wer es ausprobieren mag, soll Daniel Jann vom Gasthof „Adler“ in Ried fragen, ob er jetzt im Herbst eine Wildheusuppe bekommen kann. Es lohnt sich.

Überhaupt die Muotathaler. Sie sind schon ein eigenes Völkchen. Gleich zur Begrüssung sagt Erich Gwerder: „Ich bin der Erich! Hier im Tal duzen sich alle. Wer hier gesiezt wird, muss sich darüber Gedanken machen.“ Und während er dabei lacht, blitzen seine Augen schelmisch auf.

Der vertraute Umgangston sollte aber nicht Anlass sein, anzunehmen hier würde man mit Schulterklopfen die richtige Atmosphäre schaffen. „Der Muotathaler wird Dir, wenn Du hier wohnst, immer und in jeder Lage helfen,“ klärt Erich mich weiter auf. „Aber das heisst nicht, dass er Dir als Einheimischem zur Begrüssung die Hand gibt. Also wundre Dich nicht, wenn Dir so was hier passiert. Das ist nicht böse gemeint. Manche machen das hier unter ihresgleichen einfach grundsätzlich nicht.“

Was machen die Muotathaler denn dann so? Grundsätzlich oder nicht. „Na, viele haben hier zum Beispiel ein Fernglas zuhause. Für die Berge. Verstehst?“ Und dann greift der Erich zu seinem Feldstecher in Jagdgrün und schaut aus dem Fenster auf die Wand des „vorderen Heubrig“.

Ohne grosse Mühe zeigt er mir dort Gämsen und – weil sich die Sonne bereits dem Horizont zuneigt – sogar einen Steinbock, der an

*Am Steilhang des
„Hinter Heubrig“
mit der Sense im
Einsatz*





„Aber ich kann doch keinen Verwandten vom Stöfi ‘erschiessen’.“

einer Bergkante steht und ins Tal schaut. Sogar Steinadler gibt’s dort oben, die sich aber nicht zeigen. Das wäre wohl auch zu viel des Glücks.

„Du siehst, wir müssen hier nicht weit fahren, um das Schönste zu sehen. Wir haben hier alles direkt vor der Tür,“ sagt er mit unverkennbarem Stolz. Das gilt natürlich nur, wenn man sich auskennt. Und der Erich kennt sich aus. Das liegt daran, dass er ein ausgesprochen umtriebiger Zeitgenosse ist. Auf der faulen Haut liegen ist seine Sache nicht.

Wenn er nicht beim Wildheuen ist – das macht er nur um den Nationalfeiertag herum – dann arbeitet er manchmal in der Erlebniswelt Muotathal mit – einigen besser bekannt als „Husky Lodge“ (*mehr dazu in der nächsten Ausgabe des Y-Mag*).

Oder er macht Führungen durch den Bödmeren-Urwald, bei denen hat man den Eindruck, dass er jeden Vogel und jedes Kräutlein kennt. Oder er ist beim Rollerbladen, winters beim Langlaufen. Dienstags lernt er das Alphorn zu blasen. Und dann gibt es noch den „Stöfi“. Das ist ein Ziegenbock aus der Familie der Pfauenziegen, die vom Verein ProSpecieRara zu den schützenswerten Ziegen gerechnet werden. Stöfi ist wie alle Ziegen ein Herdentier. Und in jeder Herde gibt es einen Chef. Für Stöfi heisst dieser Chef Erich.

Dem folgt er auf Schritt und Tritt. Werktags lebt Stöfi – weil er ein Herdentier ist – mit anderen Geissen zusammen, aber wenn sein Chef mit dem Wagen vorfährt, weiss er, dass es jetzt zum Wandern geht. Dann braucht Erich nur die Heckklappe zu öffnen und schon springt der sehr stattliche Stöfi mit seinen fast 100 Kilo behend auf die Ladefläche und legt sich hin. Dazu muss man wissen, dass Stöfi kastriert ist, weshalb es einem menschlichen Wesen überhaupt zumutbar ist, mit ihm in einem Auto zu sitzen.

Am Zielort wird Stöfi mit zwei eigens für ihn erworbenen Satteltaschen bepackt und dann geht’s bergauf. Die Hälfte der möglichen Traglast trägt Stöfi nur, weil sein Alphetier ein Netter ist. Stöfi liebt es mit ihm zu wandern. Und Erich auch mit ihm.

Oben angekommen macht der Herdenchef ein "Zvieri", während Stöfi auf den Wiesen umherkraxelt und sich köstliche Alpenkräuter direkt von Mutter Natur holt. Wenn der Erich wieder heimgehen mag, dann pfeift er einmal und schon ist der Stöfi wieder an seiner Seite und marschiert mit ihm talwärts. Sie sind eine gute „Herde“ die beiden.

War’s das mit den Aktivitäten des Erich Gwerder? Nein, nein. „Sonst“ geht er noch auf die Jagd. Mit sehr viel Verstand und Liebe zu den Tieren und der Natur. Deshalb hält er sich auch präzise an die Vorgaben der Jagdverwaltung, die alljährlich die Zahl der jeweiligen Tiere angibt, die das Gleichgewicht der Natur belasten. Stehen auch Steinböcke auf der Abschussliste? „Ja, sicher,“ sagt der Erich und schaut wieder ganz verschmitzt drein. „Aber ich kann doch keinen Verwandten vom Stöfi ‘erschiessen’.“

Und dann erklärt er mir, dass man Steinböcke und Ziegen miteinander kreuzen könne, weil sie sich in den Chromosomen sehr stark ähneln, dass aber in der siebten Generation wieder eine Ziege daraus würde. Das hört sich zwar merkwürdig an, aber vielleicht habe ich auch was falsch verstanden. Ich bin halt ein Städter!

So weit so gut. Und womit verdient er seinen Lebensunterhalt? Schliesslich müssen er und seine Frau Annelies ja auch von etwas leben.

Jahrelang – präzise 35 Jahre lang – hat der Erich bei der Post gearbeitet. Bis ihm der Ton

zu rau und der Sparkult zu unmenschlich wurde. Da hat er – von einem Tag auf den anderen – gekündigt. Seitdem arbeitet er als Chauffeur bei der BSZ Stiftung – das ist die Stiftung für Menschen mit einer Beeinträchtigung im Kanton Schwyz. Dort fährt er den Bus und bringt seine Fahrgäste zu ihren Arbeitsstätten.

„Das gefällt mir super. Ich komme mir vor wie im Paradies. Weil ich sehr viel von diesen Menschen zurückbekomme,“ sagt der Erich und man spürt, dass es ihm Ernst ist. „Einer hat mir ein ganzes Jahr lang nie ‘Grüezi’ gesagt. Nur eingestiegen, sich hingesetzt und nichts gesagt. Dann war ich eine Woche in den Ferien gewesen. Am nächsten Tag kommt er in meinen Bus – ein grosser stämmiger Mann – steht nur so da und schaut auf mich runter. Ich schaue zu ihm hoch und denke ‘Will der mir jetzt eine putzen?’ Man weiss ja manchmal nicht so genau, was den einen oder anderen bewegt. Dann streckt er seine Hand aus und streicht mir mit seinem Zeigefinger ganz zart über die Wange – und setzt sich hin, als ob nichts gewesen wäre.“

Als er das erzählt, wird seine Stimme ein bisschen belegt und man spürt, wie sehr ihn das immer noch berührt. Und schnell schiebt er nach: „Dann bin ich zu meiner Frau am Abend nach Hause und habe zu ihr gesagt ‘Heut hat mich zum ersten Mal ein Mann gestreichelt.’“ Und lacht aus vollem Herzen über seine Pointe.

Auf die Frage, ob sein Passagier wenigstens danach mit ihm geredet habe, sagt er: „Nein. Er hat sich hingesetzt und war glücklich.“ Pause. „Und ich auch.“

Seine Frau Annelies ist Schwyzerin und der gute Geist an seiner Seite. Sie sagt nicht viel während unserer Begegnung, aber man spürt, dass die beiden ein enges Band verbindet und dass beide am gleichen Strang ziehen. Und dann ist es ja auch so, dass immer nur einer gleichzeitig reden kann. Das übernimmt hier und heute der Erich. Und zwar gerne.

Wenn man als Berichterstatter schon einmal ein solches Prachtexemplar von einem Muotataler vor sich hat, muss die Frage gestattet sein, was den Muotathaler eigentlich ausmacht?

Darauf Erich Gwerder: „Stolz – darauf, woher er kommt. Und er ist eigenwillig. Eigenwil-

liger als ein Schwyzer auf jeden Fall.“ Und wieder dieses verschmitzte Lachen.

Noch so eine Frage: Was bedeutet für ihn der Begriff „Heimat“?

Originalton Gwerder: „Zusammengehörigkeitsgefühl; mehr miteinander als gegeneinander; Verantwortung wahrnehmen, wenn ein anderer einen braucht; miteinander durchs Leben gehen. Und all das hier – im Muotatal.“ Gute Begriffe!

„Weisst Du, ich habe hier alles, was ich in meinem Leben brauche,“ fährt er fort. „Alles! Das ist eine Lebensqualität, die ich sehr schätze. Wo kann ich sonst so etwas noch finden? Ich muss nicht überall auf der Welt herumreisen, um Glück zu erleben. Ich brauche nur hier zu sein, die Augen aufzumachen und mir die herrlichen Möglichkeiten zu nehmen. Mit der richtigen Verantwortung für Mensch, Tier und Natur. Was brauche ich mehr?“

Vielleicht war ihm dieser Satz denn doch zu ernst. Deshalb erzählt er mir zum Abschied noch einen Witz auf seine Kosten: „Wir sagen immer: Muotataler, Bisistaler, Neandertaler – alles das Gleiche.“ Dann lacht er wieder sein ansteckendes Lachen und gibt mir die Hand. Es ist der Händedruck eines Mannes, der mit sich und der Welt im Frieden ist. 🍷

„DAS ERBE DER BERGLER“
Ein Wildheuerfilm –
DVD zu bestellen über
www.langjahr-film.ch





*Toni Schuler am Abend
eines gelungenen Tages*

PHILOSOPHISCHE FLASCHENPOST AUS FENOUILLET

DER SCHWYZER TONI SCHULER BAUT SEIT 15 JAHREN IN SÜDFRANKREICH WEIN AN. WIR SPRACHEN MIT IHM ÜBER DIE KUNST, WEIN ZU MACHEN

von Andreas Lukoschik

Wir treffen uns morgens um sieben Uhr im Mything am Hauptplatz in Schwyz. Meine Frage, ob er Frühaufsteher sei, beantwortet er mit dem Hinweis, dass er mit dem Wein lebe. Im Winter könne man länger schlafen, während der Weinlese aber fast gar nicht mehr. Das sei das Spannende an diesem Beruf. Ein guter Einstieg in unser Gespräch.

Gleich zu Beginn klären wir die Begriffe: Ein „Winzer“ ist zuständig für den Anbau der Rebstöcke bis er sie als Trauben vor dem Keller abliefert. Der „Oenologe“ nimmt die Trauben in Empfang. Er ist zuständig für alles, was mit dem Rebensaft geschieht bis der Korken in der Flasche steckt. Dann übernimmt der Vertriebspartner respektive der Weinhändler. So weit so gut.

Toni Schuler ist studierter Oenologe – und Weingutbesitzer. Im ersten Teil seines Lebens ist er durch die Welt gereist und hat Weinbau betrieben von Südamerika über Australien und Südafrika, bis Frankreich und Italien geholfen,

das Beste aus dem Saft ihrer Trauben zu machen. Das tat er im Auftrag des väterlichen Betriebes „Schuler St. Jakobs Kellerei“. Da ging es um Weine, die eine grosse Nachfrage befriedigen mussten.

Als die Nachfolgeregelung akut wurde, hat er diesen Betrieb seinem Bruder überlassen und ein Weingut im Languedoc gekauft, wo er das tun wollte, was ihn am meisten gereizt hat: Weine zu bauen, die Originalität, Authentizität und Individualität haben. O-Ton Schuler: „Wenn ich etwas nicht mit Bauch, Herz und Hirn machen kann, lass ich es. Beim Gut Fenouillet sagten alle Drei ‘Ja!’. Seitdem bin ich dort und möchte es nicht mehr missen.“

Mit seinen Weinen spezialisierte er sich von Anfang an auf eine kleine Schar von Kennern. Für sie bringt er regelmäßig seinen „Weingutbericht“ heraus, indem er offen über die schwierigen und die schönen Seiten seiner Arbeit berichtet. Als er vor 15 Jahren damit anfang, seine Kunden direkt und offen über seine Arbeit zu informieren, prophezeite ihm ein bekannter Marketing-Mann, dass diese Strategie noch nicht mal reichen würde, um in Schönheit zu sterben.

Aber Toni Schuler ist Schwyz. Und wenn er von etwas überzeugt ist, dann lässt er sich nicht so leicht einschüchtern, sondern will wissen, ob es nicht doch funktioniert. Und es funktionierte. Brillant sogar.

Der Marketingleiter hat ihm übrigens unlängst erklärt, dass sein Erfolg kein Wunder sei, da Toni Schuler „Story Telling Marketing“ mache.

Diese Wortschöpfung bedeutet, dass er seine Produkte verkaufe, indem er dazu Geschichten erzähle. Sowas lässt Schuler nicht unwidersprochen auf sich sitzen, er erklärte dem Neunmal-klugen: „Nein, Ihr macht ‘Story Telling Marketing’, indem Ihr Euch Geschichten zu Euren Produkten ausdenkt. Meine Berichte sind authentisch!“

Zu dieser Authentizität gehört ein Begriff, den er in einem seiner „Weingutberichte“ für seine Kunden aufgegriffen hat. Es ist „das gesunde Mass“. Ein Begriff, über den man sich heute mehr denn je Gedanken machen sollte. Toni Schuler tut das und hat „das gesunde Mass“ – ganz oenologisch – an der Rebe festgemacht.

Denn: „Die Rebe ist ökonomisch gesehen,“ so seine Erkenntnis, „eine ganz spannende Pflanze, wenn es darum geht, die eigenen Reservestoffe zu rezyklieren. Aus dem Winterschlaf erwacht, entfaltet sie ihre Triebe und Blätter und bildet den Fruchtansatz. Damit legt sie die Ertragsbasis für die kommende Ernte. Grössenwachstum ist von nun an keine absolute Bedingung mehr. Die Rebe konzentriert sich ganz auf die Qualität ihrer Trauben. Das Grössenwachstum wird durch qualitatives Wachstum abgelöst.“ Ein Mass, das Toni Schuler für sein Weingut anlegt.

Das mit dem Weinstock hat er nicht nur als Beispiel genannt. Er meint es wirklich so. Damit das Qualitätswachstum der Rebe tatsächlich funktioniert, bedarf es eines anderen wichtigen Schrittes, den der Winzer sichern muss: „Im Herbst“, so der Oenologe Schuler, „müssen wir der Rebe genügend Zeit lassen, dass sie ihr Laubwerk lange assimilieren lassen kann. Dann ist sie in der Lage, sämtliche Nährstoffe, die sich im Holz, im Laub und in den Trieben befinden, über den Stamm zurück ins Wurzelwerk zu ziehen.“

Dort lagere sie die ein und beuge sich dann in den Winterschlaf. „Wir schneiden sie erst im Dezember. Wenn dann Mitte Mai die Eiseheiligen durch sind, treibt der Rebstock wieder aus eigener Kraft. Bis die Blätter Fünf-Franken-Stück gross sind, assimilieren sie nämlich gar nicht, sondern holen die gesamte Kraft für dieses Anfangswachstum allein aus den in den Wurzeln gespeicherten Nährstoffen.“

Man sieht: Eigentlich ist Toni Schuler nicht nur Oenologe, sondern auch Winzer. Ein



Vergleich mit einem Filmregisseur sei hier gestattet: Die wirklich grossen Regisseure sind meist ebenfalls die Drehbuchautoren ihrer eigenen Filme. So ist es auch bei Toni Schuler. Deswegen begutachtet und behandelt er die Rebstöcke ständig gemeinsam mit seinem Gutsverwalter. Denn der richtige Zeitpunkt für die Lese will so genau wie möglich abgepasst sein. Wie stellt er fest, wann der optimale Termin für die Ernte erreicht ist?

„Beim Weinmachen sind zwei Reifungen der Traube wichtig. Die eine ist die des Zuckers. Der wird über die ‘Sonnenkollektoren’ – also die Blätter – der Rebe gebildet und in der Traube gespeichert. Den Zucker, der für den Alkoholgehalt des Weines wichtig ist, kann man recht einfach durch Messen des Oechslegrades feststellen.

Die zweite Reife ist die Aromatische – die festzustellen, ist schon etwas komplizierter. Die Basis der sortenbezogenen Aromen, die für jede Rebe typisch sind, sind nämlich die Aminosäuren.



Die Schwierigkeit bei beiden Reifungen ist: Die aromatische Reifung setzt viel später ein als die Zuckerreifung – sie ist überdies deutlich kürzer. Der richtige Erntezeitpunkt ist also genau dann, wenn Zuckergehalt und aromatische Reife auf ihrem jeweiligen Höhepunkt sind. Allerdings kann man die aromatische Reifung nicht so einfach messen wie die des Zuckers. Dazu braucht es Fingerspitzengefühl und Erfahrung.”

Um den Grad der aromatischen Reifung zu erkennen, laufen Toni Schuler und seine Mitarbeiter sämtliche Parzellen ab – bei einem Hektar Weinreben sind das circa 5000 Laufmeter – und nehmen Reifeproben in Form von etwa 600 Beeren. Ein Teil davon wird beiseitegelegt, der andere Teil wird gepresst. Der Saft wird dann auf Säure (PH-Wert) und Stickstoff untersucht.

Der Teil mit den intakten Beeren wird nach verschiedenen Erfahrungswerten untersucht. Zum Beispiel darauf, ob die Haut der roten Beeren





Schmecken sie nach spanischen Nüssen, ist die aromatische Reife bald da. Ein weiterer Punkt: Lösen sich die Kerne leicht vom Fruchtfleisch (reif) oder nicht (nicht reif). Und: Kommt das Fruchtfleisch als „Ball“ aus der Traube (unreif) oder zerfällt es (reif). Ausserdem wird das Verhältnis von Saft, Pulpe,

Fruchtfleisch und Beerenhautoberfläche zueinander geprüft. „All das ergibt eine recht zuverlässige Einschätzung der aromatischen Reifung“, so Toni Schuler.

□ Die Anschrift, um die
"PHILOSOPHISCHE FLASCHEN-
POST AUS FENOUILLET" zu
bestellen, lautet:

WEINGUT
ABBAYE DU FENOUILLET
Toni Schuler
Spielhöfli 21
6432 Rickenbach

Tel. 041 790 35 05
Mail:
kundendienst@fenouillet.ch

www.fenouillet.ch

Als nächsten Vorbereitungsschritt versucht er die Kelterungseigenheiten des Jahrgangs herauszufinden. Das gelingt nur dann, wenn er von einer früh gereiften Rebsorte eine Testernte macht und die keltert. „Diese Kelterungseigenheiten sind jedes Jahr anders,“ erklärt Schuler. „So wie auch das Wetter für das Wachstum der Reben jedes Jahr unterschiedlich ist.“

Man ahnt, dass das eine Wahnsinnsarbeit ist, weil alles von Hand gemacht wird. Dazu sagt Toni Schuler: „Ja, aber das ist auch ausserordentlich spannend.“ Dabei schaut er mit vor Vergnügen strahlenden Augen drein und man sieht, wie er sich schon jetzt auf diese Arbeit freut.

Wissen Sie,“ vertraut er dem Bericht-erstatte an, „diese Weine sprechen mit einem, wenn man ihre Sprache versteht. Sie geben sogar Informationen darüber, was man beim Anbau im nächsten Jahr besser oder anders machen sollte, um noch bessere Ergebnisse zu erzielen. Wie gesagt, man muss nur – wie in allen Fragen des Lebens – die Zeichen verstehen.“

ihre Farbe leicht loslässt – was für die Kelterung von Rotweinen wichtig ist. Lässt sie die Farbe leicht los, ist die aromatische Reife nah.

Ein weiteres Zeichen sind die Traubenkerne, die Aufschluss geben. Sind sie grün, ist das Aroma der Beere nicht reif. Zeigen sie braune Streifen, ist die aromatische Reife im Kommen. Schmecken die Kerne beim Zerkauen „vegetal“ und „grün“, heisst das: keine Reife.

Übrigens kann man das Ergebnis solcher Testkelterungen – wenn sie glücken – beim Gut Fenouillet erwerben. Die Linie heisst „le vin d’expression“. Mit diesen – höchstens zweieinhalb- bis dreitausend – Flaschen befriedigt Toni Schuler seine Neugier daran, neue Schritte auszuprobieren und seinen charakterstarken Wein zu optimieren. Diese Linie gibt es nur manchmal. Und dann auch nur für diesen einen Jahrgang. Sie ist etwas für Menschen mit Geschmack an Neuem.

Im Gespräch mit Toni Schuler merkt man, dass er eine geradezu persönliche Beziehung zu seinen Weinen hat. Deshalb will der Bericht-erstatte wissen, ob er die „Persönlichkeiten“ seiner individuellsten Rebsorten beschreiben könne. Natürlich kann er das.

„Zuerst zu den Roten. Der Mourvèdre ist eine sehr rustikale Sorte. Er wird – wenn er reinsortig vorkommt – nicht von allen Leuten verstanden. Mit ihm muss man sich etwas auseinandersetzen. Wenn ich den Wein der Mourvèdre-Rebe in der ‘Cuvée Antique’ habe – die aus traditionell einheimischen Trauben besteht – dann würde ich sie als einen Menschen bezeichnen mit Nagelschuhen, Hosen aus Filz, stämmig, knorzig, auf den ersten Blick nicht zugänglich, sondern eher ‘Hoppla, was kommt da auf mich zu?’ Bei näherem Betrachten zeigt er sich dann aber doch tiefgründig und entdeckungsfreundlich.

Dem gegenüber wäre der Grenache Noir zu nennen. Ihn verarbeiten wir reinsortig und sagen ihm ‘Renaissance’. Es ist eine schwierige Sorte, die ich ganz besonders mag, weil sie, um sie auszubauen, von mir immer wieder andere Ideen verlangt. Sie ist nie jedes Jahr gleich. Aber sie bringt eine filigrane, leichtfüssige Art. Ihr Aroma ist wie das von leicht eingekochten Himbeeren. Sehr fruchtbetont.

Dann käme der Weisse, den wir so ausbauen, dass er nicht so alkoholhaltig schwer ist wie man das von Weinen aus dem Languedoc oft kennt. Rousanne und Marsanne sind zwei Schwes-tern, weil sie von ihrem Genom her tatsächlich eng verwandt sind. Sie liefern eine fette Frucht.

Dann habe ich den weissen Grenache als eine Fundamentsorte. Wenig aromatisch aber mit einer unglaublichen Basis. Das heisst: Diese Traube liefert die Statik dafür, fruchtbetonte Sorten

obendrauf zu setzen. Das ist letzten Endes das Geheimnis einer guten Cuvée: Sorten zu haben, die das Fundament bringen, auf die man die Leichtfüssigkeit der Aromatiker draufstellen kann.

Beim Grenache muss man aber sehr aufpassen, weil er sich sehr schnell in Richtung Oxidation entwickeln kann, wodurch er eine Sherrynote bekommt. Diese Note passt aber nicht zum Languedoc.

Vor einem Jahr habe ich Vermentino gepflanzt. Das ist eine korsische Sorte, die auch im Languedoc heimisch ist. Aber welche Eigenschaften diese Rebsorte in Fenouillet entwickeln wird, werde ich erst in fünf Jahren sagen können.“

Man könnte ihm stundenlang zuhören und dabei das eine oder andere Gläschen schnabulieren. Denn neben seinem beachtlichen Wissen über die Weine aller Erdteile ist er erfrischend altmodisch-wertorientiert und dabei herrlich neugierig. Und überlegt.

So hat er über den Sinn der Neugier nachgedacht und eine Erklärung parat: „Beim Bewahren bleibt alles immer nur Hypothese – mit Ausnahme dessen, was man schon immer gemacht hat. Diejenigen aber, die Neues wagen, helfen der Hypothese, Realität zu werden.

Wer nur bewahrt, entdeckt nichts Neues. Das kann es also nicht sein. Denn die Veränderungen der Gegenwart verlangen nach neuen Wegen. Deshalb müssen diejenigen, die den Mut haben, dem Neuen auf den Grund zu gehen – die herausfinden wollen, was daran Wahrheit ist und was nicht – sich zusammentun und das Neue sehr genau analysieren. Meine Erfahrung ist, dass aus diesem Austausch unglaublich starke und schöne Dinge entstehen.“

Damit sind wir wieder am Anfang des Gesprächs und bei seinen „Weingutberichten“, in denen er solche Gedanken niederschreibt und seine Kunden daran teilhaben lässt. Wenn man das weiss, erkennt man dieses Geistesgut auch in seinen Weinen. Dann sind sie sozusagen seine sinnlich erfahrbare philosophische „Flaschenpost“. 📧

ALPABFAHRT

nach Rainer Maria Rilke

Herr: es ist Zeit
Der Sommer war sehr groß.
Leg deinen Schatten auf
die Alpen
und auf den Almen



die Sonnenuhren

lass die Winde los.

Die „Charetalp“ im
Morgenrot rechts der
höchste Schwyzer „Bös
Fulen“ in der Mitte der
„Pfannenstock“
FOTO: Stefan Zürrer

Befiehl den letzten Herden
gib ihnen noch zwei

dräng sie

zum
die schweren Walken

Über den „Pfaff“ auf die
„Glattalp“ rechts der
„Chli Chilchberg“
FOTO: Stefan Zürrer

heimzugehn;

südlichere Tage,

Abstieg hin und jage

über unsre Seen.



Wer jetzt
Wer jetzt daheim ist,
wird wachen, lesen,
unruhig wandern,

Am Ende der „Glattalp“
links der „Höch Turm“
rechts der „Ortstock“
FOTO: Stefan Zürrer

kein Haus hat, baut sich keines mehr.
wird es lange bleiben,
lange Briefe schreiben
und wird durch gelbe Wälder her
wenn die Blätter treiben. ©



TAGEBUCH 1797

SONNABEND, 30. SEPTEMBER

berühmte

WAS DEM DEUTSCHEN DICHTER-
FÜRSTEN AUF SEINER REISE
DURCH SCHWYZ AUFFIEL

Dichter

im Kanton

von Johann Wolfgang von Goethe

Schwyz, schöner Anblick des völlig grünen, mit hohen zerstreuten Fruchtbäumen und weissen Häusern übersäten Landes, die steilen dunkeln Felsen dahinter, an denen die Wolken sinkend hinstrichen. Die Mythen und übrigen Berge waren klar, der Himmel blickte an verschiedenen Orten blau durch, einige Wolken waren von der Sonne erleuchtet. Man sieht einen Streifen des Vierwaldstätter Sees, beschneite Gebirge jenseits; der Eingang ins Muotatal aus dem Tal erscheint links. Die Heiterkeit der Nebel war ein Vorbote der Sonne. Unaussprechliche Armut, sobald nur einzelne Sonnenblicke hier- und dahinstreifen. Kein Besitztum ist mit einer Mauer eingeschlossen, man übersieht alle Wiesen und Baumstücke. Die Nussbäume sind besonders mächtig.

Betrachtung über die Lage des ganzen Kantons, bezüglich auf politische Verhältnisse. Sie rechnen hier nach Münzgulden, die Karolin zu dreizehn Gulden.

Um ein Viertel auf Neune gingen wir bei heiterem Sonnenschein ab, herrlicher Rückblick



□ Aus Franziska Schläpfer,
 „INNERSCHWEIZ FÜRS HAND-
 GEPÄCK, RUND UM DEN
 VIERWALDSTÄTTERSEE“,
 Unionsverlag Taschenbuch
 513, Zürich 2011.
 Die wiederum zitiert aus :
 Johann Wolfgang von Goethe,
 Sämtliche Werke, Propyläen-
 Ausgabe, Band 11. Georg
 Müller Verlag, München 1911.
 Für die Ausgabe wurde die
 Rechtschreibung angepasst

auf die ernsten Mythen. Von unten lagen sie im leichten Nebel und Rauchdünste des Ortes, am Gipfel zogen leichte Wolken hin.

Erst gepflasterter Weg, dann ein schöner gleicher Fusspfad. Hölzerne Brücke über die Muota, flache grosse Weiden mit Nussbäumen, rechts Kartoffel- und Kohlbau. Hübsche Mädchen mit der Mutter auf den Knien, Kartoffeln ausmachend. Granitblöcke in den Mauern. Schöne fortdauernde eingeschlossene Fläche, kleiner vorliegender Hügel schliesst das Tal nach dem See zu. Kirche von Brunnen auf Kalk und schiefrigem Ton. Das Tal verbreitet sich rechts, die Wiesen, die Wiesen sind wegen der Tiefe schon saurer. Wir sahen Kühe, zu ihrer Reise über den Gotthard, beschlagen. Bei einer Sägemühle ist ein schöner Rückblick.

Wir kamen nach Brunnen und an den See in einem schönen Moment; wir schifften uns ein. Nackte Kalkflöze, die nach Mittag und nach Mitternacht einfallen und sich gleichsam über einen Kern, auf dem sie ruhen, hinlegen. Die grossen Flöze teilen sich wieder in kleinere, die sehr zerklüftet sind, sodass der Felsen an einigen Orten wie aufgemauert erscheint. Der Teil des Sees nach Stans zu verschwindet. Freiheits-Grütli. Grüne des Sees, steile Ufer, Kleinheit der Schiffe gegen die ungeheurn Felsmassen. Schwer mit Käse beladenes Schiff. Waldbewachsene Abhänge, wenige Matten, wolkenumhüllte Gipfel, Sonnenblicke, gestaltlose Grossheit der Natur. 🍷



*Die Küssnachterin
Annette Windlin in
der Halle 6 der alten
Zementfabrik*

„BIG BANG“ IN BRUNNEN

WAS NEW YORK DAMIT ZU TUN
HAT, DASS ER IN BRUNNEN RICHTIG
KNALLEN KANN.

von Andreas Lukoschik

Die Pforten des Einsiedler „Welttheaters“ sind noch nicht geschlossen, da hat auch schon ein anderes grosses Theaterprojekt im Kanton Schwyz begonnen. Präzise gesagt: In der alten Zementfabrik auf dem Areal der Nova Brunnen. Nicht ganz so gross wie das „Welttheater“, aber dennoch ein beeindruckendes Spectaculum – der „Big Bang“.

Es ist erstaunlich, was in diesem Kanton alles „geht“. Aussenstehende schauen gerne etwas von oben herab auf das „ländliche Schwyz“, doch wird das der Situation in diesem Kanton nicht gerecht. Einmal davon abgesehen, dass immer noch gilt: „Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden.“

Im Kanton Schwyz sind nicht – wie andernorts – Grossinstitutionen im Einsatz, deren einzige Aufgabe es ist, „Kultur zu produzieren“ wie etwa in einem Stadttheater oder Opernhaus. Nein, hier entstehen viele Kulturprojekte aus der Mitte der Bürgerschaft heraus. Das ist nicht nur demokratischer und näher an den Menschen, es ist auch anstrengender. Deshalb müssen viele mithelfen. Und tun es. Wovor man schlicht und einfach den Hut ziehen muss.

So war es auch bei dem Theaterprojekt „Big Bang“. Die in Küssnacht am Rigi geborene

Annette Windlin, die als Regisseurin, Schauspielerin und Theaterpädagogin in der Schweiz bekannt ist, bekam eines Tages die Möglichkeit, sich die alte Zementfabrik in Brunnen anzuschauen. Die war zur Zwischennutzung freigegeben worden. Sie schaute sich das weitläufige Gelände der „Zementi“ an und erzählt, was in ihr vorging, als sie die Halle 6 zum ersten Mal betrat: „Ich habe beim Betreten sofort an ein sakrales Gebäude in einer Endzeit gedacht: An eine zerfallende und nicht mehr genutzte Kathedrale, die nur noch Hülle ist und deren Sinn und Zweck abhanden gekommen ist. Mir war klar: Hier mach ich es!“

„Es“ – das ist ein Projekt, das ihr seit zehn Jahren im Kopf herumspukte und für das sie bis dahin nirgends die richtige Aufführungsstätte gefunden hatte. Bis zu dem Tag, an dem sie die Halle 6 sah.

Gedacht war es einfach, getan etwas schwieriger. Aber wenn man eine Idee hat, für die man brennt, gelingt es oft, andere mitzureissen. So geschah es auch hier.

Weil ihre Produzentin, mit der sie bisher viele Theaterinszenierungen realisiert hatte, ob der schieren Grösse dieses Projektes erschrak, übernahm Annette Windlin selbst die Rolle der Produzentin – und legte los. Viele Monate der Arbeit sowohl im kreativen Bereich als auch in wirtschaftlichen Fragen lagen vor ihr. Aber sie schaffte es, dass „Nova Brunnen“ und die „Schwyzer Kantonalbank“ als Presentingpartner ins Boot stiegen. Sie überzeugte den Kanton Schwyz wie auch andere Kantone aus der Zentralschweiz davon, ebenfalls einzusteigen. Auch einige Stiftungen und Privatpersonen, halfen ihr, dieses Theaterprojekt Gestalt werden zu lassen. Ihr Feuer hatte sie alle erfasst.

1. & 2. Hauptengel
Mirjam Gisler &
Corinne Gnös



von links nach rechts:
1. Beelzebub Georg Suter,
2. Beelzebub Rolf Steffen,
die Gespielin des Teufels
Stefania Heinzer,
der Teufel Andre Keller



*Die Engel
blicken herab*



FOTOS: Stefan Zürcher

Worum geht es bei diesem Theater? Ausgangspunkt war das Stück „Das Liebeskonzil“ von Oskar Panizza aus dem Jahr 1894, das seit seinem Entstehen zwar für sehr viel Wirbel und Empörung gesorgt hat, aber nur wenig inszeniert worden ist, meistens weil es schlichtweg verboten wurde. Das war für die unerschrockene Annette Windlin natürlich kein stichhaltiger Grund, es nicht zu machen. Doch liess sie ein anderes Argument innehalten und den Inhalt neu überarbeiten.

„Wir wussten von Anfang an,“ erläutert sie ihre Entscheidung, „dass ‘Das Liebeskonzil’ nicht funktioniert, weil es mit der moralischen Keule daherkommt. Deshalb ist davon vor allem die gleichzeitige Präsenz des Himmels und der Hölle geblieben und der ‘Deal’, den Gott und Teufel miteinander machen. Denn das ergibt grandioses Theater. Auf der anderen Seite versuchen die Menschen derzeit die letzten Fragen um den Urknall, den Big Bang, zu erforschen. Dieses Streben nach Verstehen ist unsere Geschichte.“

Kenner werden erkennen, dass Windlins „Big Bang“ nicht nur seine Wurzeln im „Liebeskonzil“ des Bayern Oskar Panizza hat, sondern auch in dem bekanntesten Werk des Niederländers Harry Mulisch „Die Entdeckung des Himmels“. Darin will Gottvater den Bund zwischen sich und den Menschen auflösen. Deshalb sollen zwei Irdische die Tafeln mit den Zehn Geboten in den Himmel zurückbringen. Ein herrlicher Stoff für vitales Theater.

So sagt die Produzentin denn auch: „Wir erzählen ein witziges, nicht ganz ernst gemeintes Märchen über die Neugierde der Menschen. Wir wollen dabei keine moralische Position beziehen. Wir wollen das Klonen nicht verdammen oder sagen: Es ist furchtbar, was das CERN mit seinen Forschungen nach den sogenannten Gottesteilchen macht. Es geht uns vielmehr darum zu zeigen: Der Mensch ist neugierig. Er strebt nach Erkenntnis, will die Welt erklären – auch philosophisch. Und da kommt irgendwann die Frage nach dem Schöpfer auf.“

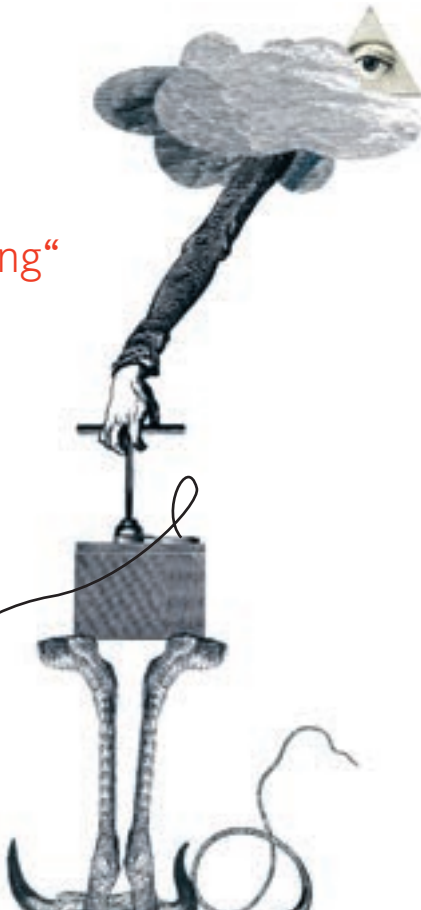
Inspiriert hat Annette Windlin, die zusammen mit Gisela Widmer den Text bearbeitete, was sie zuvor bei grossen Physikern beobachtet hatte: „Die sind oft sehr philosophisch und auch durchaus religiös. Je näher sie den Ur-Fragen kommen, desto mehr taucht bei ihnen die Frage auf: ‘Ist das wirklich alles Zufall?’ Mit diesen Fragen spielen wir in unserem Stück.“

Und ganz sachlich fügt sie hinzu: „Es gibt ja zwei Theorien. War der Big Bang tatsächlich eine gewaltige Explosion oder war er nur ein unheimlich verdichteter Punkt, der zunächst wahnsinnig heiss war und sich dann langsam abgekühlt und dabei ausgedehnt hat. So lange bis es an einzelnen Stellen möglich wurde, dass sich dort Leben entwickelte.“

An dieser Stelle hält sie kurz inne und sagt lachend: „Ich habe mich früher nie mit Physik beschäftigt. Und jetzt schaue ich mir plötzlich alle Lehrfilme über das CERN in Genf und deren Forschung an.“

Dann wieder ganz Theaterfrau: „Egal wie die Theorien sind: Ausdehnung von Materie ist nicht sehr theatral. Deshalb ist bei uns der Big Bang einfach ein Knall. Päng.“ Dabei kann sie sich ein Lächeln nicht verkneifen.

„...Päng“



Und wie geht's dann weiter?

„Es geht in dem Stück um die Vorstellung: Greift der Schöpfer in das Geschehen auf der Erde ein? Oder geht es – wie bei Spinoza – um ein in sich geschlossenes System, mit dem der Schöpfer gar nichts mehr zu tun hat? Diese Sicht haben wir übernommen, weil der Schöpfer – aus unserer Sicht – niemanden bestrafen will. Bei uns sagt er: 'Das von den Menschen angerichtete Chaos wird sich schon selbst organisieren.' Dagegen meint der Teufel: 'Die Menschen werden die Welt bis zum Letzten erklären. Und dann braucht's keinen Schöpfer mehr, aber auch mich nicht.' Und das mag er nicht. Der Teufel ist also bei uns derjenige, der gegen die Aufklärung ist und nicht will, dass sich die Menschen die Welt erklären können.

Wir wollen in einem solchen Spektakel das Thema natürlich nicht grundsätzlich aufarbeiten. Das würde zu intellektuell. Deshalb brechen wir es runter – ohne dumm dabei zu werden – zu einem Augen- und Ohrenschauspiel mit viel Schauspiel, Tanz, Bewegung, Live-Musik, Gesang und Video. Das Ganze ist – wie das Leben manchmal auch – ein grosses Spectaculum.“

Mehr will sie zum Inhalt nicht sagen, weil zum Theater doch die Neugier auf das noch Ungesehene gehöre. Das will sie nicht „zu Tode erklären“.

Inszeniert wird das monumentale Thema „Big Bang“ in einem monumentalen Raum: Er ist immerhin 97 Meter lang, zwölf Meter breit, 18 Meter hoch und auf mehreren Ebenen bespielbar. Diese Ebenen werden genutzt! Eine Herausforderung an Mensch und Material, an Licht und Ton, an Stimme und Ausdruck. Eine Herausforderung, die Annette Windlin und ihr gesamtes Team angenommen haben.

Woher nimmt sie den Mut, solch ein Projekt zu stemmen?

„Wissen Sie,“ sagt sie und dabei schweift ihr Blick aus dem Fenster ins Weite der Schwyzer Natur, „ich habe 2010 den 'Innerschweizer Kulturpreis' und 2008 den „Anerkennungspreis des Kantons Schwyz“ bekommen. Beide waren mit einer finanziellen Zuwendung verbunden. Dieses Geld habe ich genommen, um ein halbes Jahr in New

York zu verbringen, um mich dort umzuschauen. Ich habe riesige Produktionen besucht genauso wie Off-Off-Bühnen und habe dabei unheimlich viel gelernt. Aber das Wichtigste war der Mut, der sich dort eingestellt hat. Als ich dann wieder nach Hause kam, war ich irgendwie bereit für etwas Grosses.“

Wenig später betrat sie die Halle 6 und was dann geschah wissen wir. New York hat ihr also den Mut gegeben für den „Big Bang“ in Brunnen.

Welche Rolle wird sie bei ihrer grössten Inszenierung selber spielen?

„Ich inszeniere das Ganze und habe die Rolle der Produzentin übernommen. Mehr schaff ich nicht,“ ist ihre Bescheidenheit spiegelnde Antwort.

Zum Schluss fragt der Berichterstatter: „Beton ist ein vom Menschen gemachter Stein. Und Ihr Stück handelt von der Entstehung der Welt. Ist es Absicht, dass Sie dieses Stück in einer solchen Stätte aufführen oder eher Zufall?“

Annette Windlin schaut zu Boden, denkt nach. Dann blickt sie auf: „Das ist ein sehr schöner Gedanke. ...Vom Menschen gemachter Stein... Darf ich den verwenden?“ Klar.

Sie lehnt sich in ihrem Stuhl zurück und sagt: „Wissen Sie, ich bin wirklich dazu gekommen, wie die Jungfrau zum Kind. Aber jetzt habe ich es und mache alles, wirklich alles, dass dieses Theaterprojekt in diesem monumentalen Raum ein Erlebnis für die Zuschauer wird.“ 🍷



23. AUGUST BIS 12. OKTOBER
– 22 Vorstellungen
(meist Mi, Fr, Sa)
In der Halle 6 der Nova Brunnen
stehen 300 Plätze zur Verfügung.

Informationen und
Ticketbestellung:
www.BigBangBrunnen.ch

„WANDERN IST DOOF!“...

... UND FASTENKUREN AUCH.
ODER DOCH NICHT?

von Andreas Lukoschik

So lautet der Titel des Buches von Blanca Imboden, mit dem sie es in die Bestsellerliste des Schweizer Buchmarktes geschafft hat. „Geschafft“ ist eigentlich untertrieben. Immerhin hat sie sich damit nicht mühsam über die Top-Twenty-Marke gequält, sondern es zügig auf Platz drei der Top Ten gebracht. Mit so einem Titel?

Gerade mit so einem Titel. Denn der ruft Widerspruch hervor. Besonders deshalb, weil die Autorin im Inneren des Bandes das Gegenteil beweist. Da gewinnt eine Frankfurter Hotelfachfrau bei einem Kreuzworträtselwettbewerb eine Reise in die Schweiz. Genauer: nach Morschach. Noch genauer betrachtet entpuppt sich die Reise als eine Wanderfastenkur, über die sich die glückliche Gewinnerin freuen darf. Was sie zunächst nicht tut. Ganz und gar nicht. Wer kann es ihr verdenken! Die Kur ist nur für Singles! Man ahnt den Plot – und wird bestens bedient. Kurzweilig geschrieben, voller komischer Szenen und – natürlich – mit der nötigen Dosis Wahnsinn aus dem Miteinander der Geschlechter.

Wieso erscheint darüber ein Artikel im Y-Mag? Weil Blanca Imboden nicht nur in Ibach geboren und aufgewachsen ist, sondern weil sie bis zum heutigen Tag dort lebt. Und morgens für die „Neue Schwyzzer Zeitung“ im Büro arbeitet. Schade, dass sie nur noch selten für die Zeitung schreibt.

Denn sie hat eine feine Beobachtungsgabe – und einen ebenso nuanciert auf den Punkt gebrachten Schreibstil.

Wie ist sie – typische Männerfrage – auf die Idee mit der Fastenkur gekommen?

„Ich habe das Thema Abnehmen schon in vielen Formen ausprobiert. Auch das Fastenwandern, weil ich gehofft hatte, ich würde irgendwie erleuchtet, wenn ich am eigenen Leibe erlebe, wie wenig Nahrung ich brauche und wie leistungsfähig ich dennoch bin. Wir haben tatsächlich herrliche Touren gemacht und wenig gegessen. Zuhause hat dieser Effekt aber nicht angehalten. Eigentlich bin ich nur auf die Idee mit dem Fastenwandern gekommen, weil ich für ein Buch, das ich schreiben wollte, in diese Richtung recherchiert hatte.“





Im Lateinunterricht musste früher die Weisheit übersetzt werden, man lerne fürs Leben, nicht für die Schule. Was Blanca Imboden betrifft, müsste es heissen, man recherchiere fürs Leben und nicht fürs Buch.

So passt es zu ihr, dass sie übers Abnehmenwollen gelernt hat, das Wandern zu schätzen. „Früher war ich ein richtiger Bewegungsmuffel. Da hat es mir völlig gereicht, wenn ich zuhause mit einem guten Buch auf dem Balkon gesessen und mir die Berge von Weitem angesehen habe. Inzwischen liebe ich es, zu wandern und habe das Gefühl, dass ich dadurch viel mehr zur Schwyzerin geworden bin als durch meine Kindheit in Ibach.“

Dann folgt – ohne jede Vorwarnung – der Satz: „Ich finde übrigens, dass wir solche Wörter

wie ‘Heimatliebe’ nicht dem rechten Rand überlassen sollten.“ Da ist sie im Y-Mag genau richtig, wollen wir doch einem aufgeklärten Heimatbegriff Raum geben. Also will ich von ihr wissen, was für sie Heimat ausmacht.

„Ich glaube, man muss einmal richtig weg gewesen sein, um zurückgekommen die Heimat zu schätzen. Wir haben es hier doch wirklich schön. Ich fühle mich hier geborgen und sicher. Wir haben eine wunderbare Landschaft mit all den Bergen um uns herum und der sauberen Natur. Das zu lieben ist doch nicht bünzlig! Ich weiss meine Heimat zu schätzen, weil ich viele Menschen kenne, denen es nicht so gut geht wie uns.“

Dann macht Blanca Imboden eine Pause und fährt fort: „Ich sass einmal in einer Lehmhütte in Kenia und ein alter Mann bat mich, ihm meine Heimat zu beschreiben. Als ich ihm von den Bergen erzählte, von grünen Wiesen, von Flüssen, Seen, Bächen, da strahlte er und verkündete: ‚Du lebst in einem Paradies.‘ Das hat mich schwer beeindruckt. Während ich ihm die Innerschweiz beschrieb, wurde mir das selber richtig bewusst.“ Wieder macht sie eine Pause. Zurück zum Buch. Hat sie den Erfolg des „Wandern ist doof“ erwartet? „Überhaupt nicht. Obwohl ich es hätte hoffen können. Denn: Johannes Mario Simmel hat mir mal einen sehr lieben und aufmunternden Brief geschrieben. Darin stand ‘Schreiben Sie weiter. Meine ersten sechs Bücher waren auch nicht besonders erfolgreich.’

„‘Wandern ist doof’ ist mein siebtes Buch. Allerdings: Woher sollte ich ahnen, dass Simmel recht haben könnte. Eigentlich kann ich es immer noch nicht fassen, dass mein Buch in der offiziellen Schweizer Bestsellerliste ist.“

Hat sie bei aller Freude trotzdem noch einen Wunsch für das Buch? „Jetzt liesse sich das Ganze nur noch dadurch toppen, dass einer käme, der das Buch verfilmen möchte. Hier in unseren Bergen.“ Keine schlechte Idee, denn das Buch macht – wie viele erfolgreiche Bücher – das Kino im Kopf an.

Wie ernst Blanca Imboden „Wandern ist doof“ meint, können die Leser des Y-Mag an der Schilderung ihres Lieblingswanderweges erkennen. Sie hat ihn exklusiv für Y-Mag beschrieben:

WANDERN AUF DEM GRAT – VON GIPFEL ZU GIPFEL

Blanca Imboden

Informationen
dazu:
www.stoos.ch

Meine schönste Wanderung muss ich gar nicht weit suchen gehen: Sie liegt fast vor meiner Haustüre, auf dem Stoos. Als ich sie im Oktober 2010 zum ersten Mal gemacht habe, begleiteten mich mein Bruder Max und meine Schwester Monika, zwei erfahrene Alpinisten.

Ich hatte grossen Respekt vor dem Gratweg, der – so stand es geschrieben – Trittsicherheit und Schwindelfreiheit voraussetze. Es war nach meinem ersten Sommer als Wandervogel auch meine erste „richtige“ Wanderung. Inzwischen gehe ich ohne weiteres auch alleine auf dem schönen Weg. Immer wieder gerne.

***Mein Lieblingswanderweg führt von
Gipfel zu Gipfel, vom Klingenstein (1935 Meter)
zum Fronalpstock (1922 Meter)***

Als Wanderanfänger könnte man annehmen, der Weg gehe sozusagen „geradeaus“. Ja, solche Denkfehler habe ich anfangs häufig gemacht und dabei böse Überraschungen erlebt. Auch auf diesem Weg muss man immerhin 365 Meter Aufstieg und 400 Meter Abstieg meistern. Ich brauche für die Strecke etwa zweieinhalb Stunden. Das liegt an meiner schlechten Kondition, aber auch daran, dass ich nach wie vor ständig stehen bleiben muss, um Fotos zu machen. (Sportler brauchen nur eineinhalb Stunden.)

Auf den Stoos fahre ich mit der steilen Standseilbahn, die mir jetzt, da sie bald ersetzt wird, nicht alt oder schäbig vorkommt, sondern nostalgisch und vertraut. Nach einem kurzen Fussmarsch durch den autofreien Ort fahre ich mit der längsten Sesselbahn der Zentralschweiz auf den Klingenstein. Oben angekommen bin ich erstmals gerührt und berührt. Das Berggefühl: Ich bin mitten drin, umrahmt, umzingelt, ein Teil von allem. Nein, hier hat es kein Restaurant und auch keine Hüpfburg. Aber Berge, viele zum Greifen nah, andere gut sichtbar, in weiter Ferne und dahinter noch mehr und noch mehr.

Mein iPhone-App, das die Gipfel erkennen und mir ihre Namen aufzeigen soll, keucht. Aber eigentlich will ich die Berge ja nur anschauen, lieben und bewundern. Genau so geht es mir mit der Pflanzenwelt: Ich bin eine Banausin. Ich bewundere, rieche, schaue, habe aber keine Ahnung, was ich denn nun genau sehe.

Im Internet habe ich neulich eine Seite gefunden, die alle seltenen Blumen und Pflanzen bejubelt, die man hier unterwegs sehen kann. Ich finde



 „WANDERN
IST DOOF“
224 Seiten
Klappenbroschur
24,90 CHF
ISBN: 978-3-
03763-028-0

Informationen:
www.woerterseh.ch
oder
www.wandern-ist-doof.ch





das wunderbar. Ich mag Wanderer, die noch Zeit finden, zu spüren, zu betrachten, zu fühlen. Viele haben es einfach nur eilig, wie im Alltag auch. Ich aber will in den Bergen SEIN. Und nein, das ist keine Ausrede für mein langsames Wandertempo.

Der Gratwanderweg ist so, wie er sein soll: Keine kinderwagengängige Betonautobahn, sondern ein kleines, manchmal recht schmales Weglein, das immer ein bisschen bergauf und bergab führt.

30'000 Wanderer benützen diesen Weg jedes Jahr. Da kann es schon mal zu einem Volksauflauf kommen. Ich selber habe das allerdings noch nie erlebt. Warum? Weil ich eine Frühaufsteherin bin. So habe ich den Weg meist für mich alleine, kann also stehen bleiben, wo es mir gerade passt. Und es gibt tausende Gründe, sich Zeit zu nehmen, zu schauen, zu fotografieren.

Die Morgensonne im Rücken spaziere ich dem Fronalpstock entgegen. Manchmal sehe ich weit voraus, wie der Weg sich den Grat entlang schlängelt. Immer wieder schaue ich links ins

Riemenstaldnertal hinunter, oder grüsse rechts die Mythen, meine Hausberge. Der Abstieg zum Furggeli führt mich dann um Felsnasen herum, über Stufen und Treppen, in Felsen gehauen, mit Ketten gesichert. Die bezaubernde Sicht auf den Vierwaldstättersee darf den Wanderer hier nicht allzu sehr ablenken.

Vom Furggeli aus geht es in den Endspurt: Ein steiler Aufstieg zum Fronalpstock muss nun bewältigt werden. Der Schweiß rinnt, ich jammere vor mich hin, aber auf dem Gipfel werde ich für jegliche Strapazen schnell belohnt: Einerseits von der Aussicht, andererseits von einem guten Bergrestaurant. Und nein, ich muss nicht zum Stoos hinunter wandern. Eine Sesselbahn steht für mich bereit.

Ja, ich bin inzwischen schon viel und weit gewandert, nicht nur im Kanton Schwyz, auch im Ausland. Aber mich hat noch keine Wanderung so berührt, wie diese. Und so bin ich heute, während Sie dies lesen, vielleicht genau wieder dort oben, jauchze und winke ins Tal hinunter. 🍷





KURIOSUM „KANTONS- KILBI“

WARUM ES EINEN
KANTONSKILBITAG
GIBT UND WIE DER
DIE FESTFREUDIGEN
SCHWYZER ZUR RÄSON
BRINGEN SOLLTE.

von Hans Steinegger

Es gibt nur wenige Regionen im europäischen Alpenraum, in denen Bräuche so vital gepflegt werden wie im Kanton Schwyz. Das macht das Leben in dieser Gegend auf sehr eigenwillige Art lebendig – und unterscheidet Schwyz von anderen Regionen Europas: Brauchtum ist hier keine Tourismusförderung, sondern lebendiger Bestandteil des Alltags und des Jahreslaufs. Wobei genau darin auch eine kleine Gefahr liegt. Nämlich die, dass Bräuche zur Gewohnheit verkommen. Dass soll heissen: Sie dürfen sich verändern. Stattdessen werden sie aber vielfach monoton wiederholt, so dass der Sinn dahinter, kaum noch zu erkennen ist.

Nun will das Y-Mag nicht zum Zentralorgan andächtiger Brauchtumpflege und volkskundlicher Betrachtungen werden. Wir wollen nur in lockerer Reihenfolge Licht in das manchmal matt gewordene Umfeld aktueller Bräuche und Rituale bringen.



Denn letztlich spricht das Brauchtum eine sehr eigene Sprache. Und die versucht, unerklärliche Zusammenhänge zu verstehen. Wobei sie bei sonderbaren Ritualen manchmal durchaus in magische Handlungen und Symbolik abrutschen kann.

Deshalb meinen wir: Das Wissen um die Bedeutung vieler Bräuche macht frei. Frei von den Vermutungen des Aberglaubens, dafür offen für das Verständnis sinnenfroher Feste und Feiern. In diesem Sinne wünschen wir Ihnen „viel Freude bei dem, was wir brauchen.“ Zum Beispiel in der ersten Folge über die Kantonskilbi.



*Eine Kilbi in früheren Tagen
(Nach einem alten Stich)*

Überbordende Festfreude

Besinnliches und Genussvolles miteinander zu verbinden, das wussten die Schwyzer schon früh auch an den Kirchweihfesten zu praktizieren. Dabei uferte die Festfreude oft in überbordende Festgelage aus.

Noch berühmter war das sogenannte Chilbilaufen, der Besuch der verschiedenen örtlichen Kilbinen. So gab es doch „Festbrüder“, die gleich mehrere Wochen von Dorf zu Dorf unterwegs waren! Nicht verwunderlich, dass dieses Gebaren – vor allem bei den kirchlichen Instanzen – nach und nach mehr Missfallen denn Wohlgefallen auslöste.

In seinen Aufzeichnungen „Historisches über den Kanton Schwyz“ bestätigt der Schwyzer Frühmesser Augustin Schibig (1766-1843) diese Auswüchse und berichtet, dass an der Kilbi nicht nur im Gotteshaus, „sondern auch in den Häusern durch bessere Kost gefeyert“ und „durch Tanzen und Schwelgereyen“ das Fest „so missbraucht (wurde), dass auf Vorstellung der hochwürdigen Geistlichkeit die Landsgemeinde den Wunsch aussprach, es möchten alle Chilbenen auf einen und denselben Tag gefeyert werden.“

Man höre und staune: Statt in Abweichung der Gepflogenheiten, von Ort zu Ort die Chilbi individuell am Weihetag des Gotteshauses oder am Namensfest des Kirchenpatrons zu feiern, gab der Bischof seine Zustimmung dazu, die Chilbi davon losgelöst zu veranstalten.

Und tatsächlich entschied die Landsgemeinde am 2. Mai 1779, alle Kirchweihfeste im Stand Schwyz – in der Amtssprache steht „Stand“ für den eidgenössischen Ort und heute für den Kanton – nur noch an einem einzigen Tag durchzuführen. Dieser Beschluss wurde vier Jahre später, am 27. April 1783, von der Landsgemeinde sogar bestätigt, nachdem einige Landleute gefordert hatten, „die Kilbinen wieder in das alte Geleise (zu) setzen und wie ehemals (zu) halten“.

Ob man es glauben will oder nicht: Die Schwyzer sind insgeheim ein festfreudiges Volk. Sie haben sich dafür schon immer bestimmte „Auszeiten“ vorbehalten, seien es besinnliche und stimmungsvolle Kirchenfeste oder lautstarke und bunte Anlässe wie etwa die Fasnacht.

Dass sie dabei oft massiv über die Stränge schlugen, belegen eine Vielzahl von Erlassen der Obrigkeit – ja sogar der Landsgemeinde – aus früherer Zeit. Waren etwa Tanz, Spiel oder Maskenlaufen angesagt, war von vermeintlicher Zurückhaltung nur noch wenig zu spüren!

lokale Freischiessen verboten

Damit nicht genug. Die Landsgemeinde von 1779 untersagte gleichzeitig auch die „Nebent Freyschiesset“, also das freie Schiessen als kleines Volksfest neben den offiziellen Schützenfesten, die vornehmlich der Wehrbereitschaft dienten.

Der Grund dafür: Es seien bisher an den Kilbinen von „Particularen“, also älteren Privatpersonen, „allzuvielen Freyschiesseten gehalten worden, die da eben auch auf Verthun und nit auf Haushalten abgesehen seyen“.

Gerügt wurde damit, dass eindeutig das Geldausgeben oder der Profit im Vordergrund standen und nicht das Sparen. Da sich das beantragte Verbot auf „gute Ökonomie“ ausrichtete, sprich mehr Sparsamkeit anvisierte, wurden von der Landsgemeinde die Freyschiesseten als Teil der Kilbi künftig untersagt – mit Ausnahme jener, die unter den benachbarten Ständen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug gelegentlich veranstaltet wurden.

Kantonskilbi im Oktober

Nun das Erstaunliche: Nach 234 Jahren gilt im Kanton Schwyz der zweite Sonntag im Oktober landläufig nach wie vor als „offizieller“ Termin der Kantonskilbi. Wie der Gemeindeschreiber von Schwyz jedoch versichert, müsste „offiziell“ längst durch „traditionell“ ersetzt werden. Denn Vorschriften hinsichtlich eines einheitlichen Termins der „Kantonskilbi“ sind längst nicht mehr auszumachen.

Das wird vom Staatsarchiv bestätigt, wenn auch ohne konkrete Daten: Die ehemalige zeitliche Vorgabe sei im Laufe der Jahre aus den gesetzlichen Bestimmungen zum Marktwesen, Tanzen und Maskengehen verschwunden.

Und in der Tat feiert inzwischen die überwiegende Mehrheit der Dörfer und Quartiere ihre Chilbi ohne Rücksicht auf die alte Regel, will

heissen ohne Terminzwang. An das über 200 Jahre alte Datum „zweiter Sonntag im Oktober“ halten sich „traditionstreu“ zurzeit gerade noch Alpthal, Altendorf, Feusisberg, Freienbach, Küsnacht, Reichenburg, Schübelbach, Schwyz, Tuggen, Wangen und Wollerau. Auffallend daran ist, dass es mit Ausnahme des Kantonshauptortes und Küsnacht insgesamt neun Ortschaften im äusseren Kantonsteil sind, die den überlieferten Termin der „Kantonskilbi“ weiterhin in ihren Brauchtumskalender setzen.

Dennoch finden die Kilbinen heute noch immer mehrheitlich im September und Oktober statt, nur eine sehr geringe Zahl zwischen Juni und August oder gar erst im November. Das ist wohl damit zu erklären, dass die Chilbi – ein ursprünglich aus Kilch und Wyhe und später aus Kilwe und Kilbe entstandener Begriff für Kirchweihe – meist auch den Sinn und Charakter eines Erntedankfestes hatte, ähnlich der Äpler- und Sennenkilbi.

So feiern Gersau, Illgau und Innerthal bis heute zu verschiedenen Terminen ihre jährliche Sennenkilbi. Und im Sommer oder Herbst erinnern das Ausschiesset in Steinerberg und Riemenstalden sowie das Rigi-Schiesset und Stoos-Schiesset teilweise noch an die alten „Freyschiesseten“.

Dorfkilbi einst und heute

Mit der alten Dorfkilbi sind natürlich etliche unverwechselbare Bilder und Erinnerungen verbunden: Feierlicher Gottesdienst im Glanz der rundum leuchtenden zwölf Apostelkerzen; prächtige Riitschuele wie das Kinder- und Kettenkarussell oder die Schiffflischaukel, begleitet von lautstarken Melodien der ratternden mechanischen Kilbiorgeln; vergnügliche Attraktionen für Muskelkraft und Geschicklichkeit, ob Hau den Lukas, Ballwerfen oder Schüsse auf Papierrosen; dazu rundum Verkaufsstände mit Magenbrot, Zuckerwatte, Luftballons, Spielzeug und im Frühherbst Maroni.

Chilbi, das war Volksfest pur, und zwar für alle sozialen Schichten und Generationen. Ein jährlicher Treffpunkt auch für all jene, die längst



fortgezogen waren, nun plötzlich Heimweh verspürten und an diesem Tag wieder gerne ins Dorf zu Verwandten und Bekannten zurückkehrten.

Nicht zu vergessen der Chilbitanz, neben Fasnacht, Viehausstellung und Vereinstheater einer jener wenigen öffentlichen Anlässe, bei denen zum Tanz aufgespielt wurde und sich Gelegenheit für Kontakte bot – nicht zuletzt zum andern Geschlecht!

Seit den späten 1950er Jahren hat sich die Kilbi vom Volksfest aus eher beschaulichem Anlass zum lauten Ramba-Zamba gewandelt, obwohl die Ortsvereine mit ihrem Bogenschiessen, Kinderfischen und Losverkauf oder ihren glückbringenden Meerschweinchen noch an vergangene Zeiten erinnern!

Die Karussells sind inzwischen mehrheitlich grossen High-Tech-Bahnen gewichen. Und anstelle von Orgelmusik donnert Popmusik aus Lautsprechern. Auch der obligate Kilbimarkt, einst vor allem auf den Grundbedarf in Haus und Stall ausgerichtet, ist längst mit kurzlebigen modischen Produkten aufgemischt worden – von esoterischen und andern Heilmitteln bis zu aktuellen Ton- und Filmträgern.

So werden denn auch ab und zu Stimmen laut, die sagen, viele Kilbinen hätten mittlerweile ihr einst unverwechselbares Gesicht und damit auch ein wenig ihr Herz verloren. Überraschen darf dies nicht, denn war einst die Chilbi mit Riitschuel, Märcht und Chilbitanz einer der Höhepunkte des Jahres, sind diese Angebote heute jederzeit und nach persönlichen Bedürfnissen „abrufbar“.

Da ist nicht nur der Chilbitanz mehr und mehr zur Randerscheinung geworden, zumal Discos nahezu rund um die Uhr Musik und Tanz anbieten. Und nicht nur dies: Wer spontane Lust auf „Kilbi“ hat, reist heute „terminfrei“ nach Rust in den grössten Vergnügungspark in Deutschland und findet dort alle nur erdenklichen Wünsche erfüllt zwischen High-Tech-Bahnen, Shows, Kinos, Märkten, Hotels, Gaststätten...

Dagegen nehmen sich im Kanton Schwyz viele Kilbinen und Märkte geradezu bescheiden aus. Sie sind jedoch in ihrer Art umso bunter und pittoresker. Allein ihre Namen sind unverwechsel-

bar, heissen sie doch etwa Schwyzer Chlosterchilbi, Steiner Chilbi, Gersauer Schützenchilbi, Moscht-Chilbi Lauerz, Chäppeli-Chilbi Brunnen – oder traditionell Einsiedler Kilbi, die jährlich Ende August unter Einbezug der sechs Dörfer („Viertel“) sogar drei Tage (Sonntag bis Dienstag) dauert.

Zu erinnern ist auch an die einstige „Feckerchilbi“ in Gersau und Schwyz. Jene von Gersau ist mit längeren Unterbrüchen bis ins frühe 18. Jahrhundert als „Landtag des fahrenden Volkes“ nachgewiesen, wurde indessen wegen wiederholter Ausschreitungen 2003 letztmals durchgeführt.

Ebenso eigenständige Märkte stehen diesen Kilbinen in nichts nach, etwa der Brunner Schilte-Nüüni-Märcht, der Bisisthaler Schafmärcht und Sattler Märcht, der Unteriberger Stöckmärcht, der Küssnacher Hürtelmärcht oder der berühmte Siebner Märt mit Chilbiplatz, um nur einige wenig zu nennen. Man muss sie gesehen und erlebt haben!

Chilbi und chilbene...

Übrigens steht in der Schwyzer Mundarten *Chilbi* oder *Z Chilbi gaa* nicht nur für „Kirchweihfest“ oder „zum Kirchweihfest gehen“. Chilbene bedeutet im übertragenen Sinne nichts anderes als „übertrieben festen und feiern“. *Käi Chilbi usselaa* heisst dementsprechend so viel wie „festbesessen sein“ und *Vo äiner Chilbi i di ander troole* kurz und bündig „aus dem Feiern nicht mehr herauskommen“..!

Damit wären wir wieder bei der eingangs zitierten Charaktereigenschaft der Schwyzer als einem festfreudigen Volk, das seine wiederkehrende Ausgelassenheit an der Kilbi einst durch einen bitteren Entscheid der Landsgemeinde schmerzlich büssen musste: Die auf einen Tag gleichgeschaltete Kantons-Chilbi am zweiten Sonntag im Oktober. – Aber wie heisst es doch so schön: Zum Glück ist heute alles nur noch Erinnerung! 🍷

ES WERDE LICHT

IVO HUBER, GESCHÄFTSFÜHRER
DER TULUX AG, ÜBER LICHT,
DIE ENTWICKLUNG VON
FACHKOMPETENZ - UND CHINA

von Andreas Lukoschik



Wer bei der Tulux AG in der kleinen Ortschaft Tuggen einen beschaulichen Handwerksbetrieb erwartet, wird enttäuscht. Nicht nur dass dort 200 Mitarbeiter einen Jahresumsatz von circa 40 Millionen Schweizer Franken erwirtschaften, indem sie Leuchten von zeitgenössischem Design fertigen. Nein, Ivo Huber, der die Rolle des Sprechers der Geschäftsführung hat, bringt auch noch Licht in Fragen, die über die Produktion von Leuchten weit hinausgehen. Doch eins nach dem anderen.

Ortswechsel. Schwyz. Beim Betreten der Zentrale der Kantonalbank Schwyz sieht man rechts eine Riesenlichtwand. Und vis-a-vis eine Lichtwolke. Beides sind Sonderfertigungen von Tulux – in Zusammenarbeit mit dem Schwyzer Architekten Ivan Marty. Der hatte den Architekturwettbewerb der Kantonalbank mit dem Entwurf dieser Lichtwand gewonnen und sie dann gemeinsam mit Tulux-Mitarbeitern reale Gestalt werden lassen. (Foto Seite 48)

Dieser Vorgang – also massgeschneiderte Entwürfe zum leuchtenden Beispiel kreativer Ideen von Architekten, Designern und Lichtkünstlern werden zu lassen – wird bei Tulux sehr nüchtern „Sonderleuchtenbau“ genannt. Trotz des sperrigen Namens ist das kein Nischenprodukt in der Palette von Möglichkeiten der Tuggner, sondern macht satte 30% des Geschäfts aus. So lassen sie unter anderem auch dem St. Moritzer Hallenbad, das gerade erbaut wird, ein Licht aufgehen. Nach den Entwürfen des Zürcher Lichtgestaltungsbüros „Reflexion“.

Ist das Haute Couture im Leuchtenwesen? Oder warum machen die Tuggner das? Die Antwort überrascht. „Wissen Sie“, sagt Ivo Huber, „Fachkompetenz in Licht und Leuchtenbau kann man in der Schweiz an Schulen nicht lernen. Die muss man sich anderweitig aneignen – in der Praxis.“

Wenn sie neue Leuchten entwerfen, dann müssen sie sich über sehr viele Dinge Gedanken machen. Zum Beispiel das Thermomanagement – also wieviel Wärme entwickelt die Leuchte an welcher Stelle ihres Gehäuses? Wird sie etwa besonders heiss, wo sie mit dem einbauenden Material in Verbindung ist, was nicht geht? Oder strahlt sie die Wärme in den Raum ab? Muss man sie vielleicht ganz anders konstruieren, um eine sinnvolle Kühlung zu ermöglichen? Oder Fragen des Einbaus: Wie ist die Leuchte am einfachsten und besten ein- und auszubauen? Zum Beispiel im Reparaturfall. Oder der Lichtaustritt. Geht wirklich die Hauptenergieleistung dahin, wo sie soll, oder wird Lichtleistung durch falsche Materialien geschluckt? Oder von Reflektoren abgeschwächt? Und wie kann man das optimieren? Schließlich geht es dabei natürlich auch um die Frage des Designs. Also sind sie so gestaltet, dass der Markt sie annimmt? Es hilft ja nichts, wenn wir uns formverliebt in irgendeine Idee verrennen – und keiner kauft sie.

Bei all dem ist von Vorteil, dass man heute sehr lange am Computer die Entwicklung berechnen kann, ehe man in die dreidimensionale Realisierung eintreten muss. Das ist aus Kostengründen sehr hilfreich.“

Aha! Und woher nimmt Tulux die Ideen für solche technisch und ästhetisch komplexen Prozesse im doch eher etwas abgelegenen Tuggen?



*Ivo Huber Geschäfts-
führer der Tulux AG
in Tuggen*



„Unsere sechs Spezialisten für die Produktgestaltung sind sehr viel auf Achse und in ständigem Kontakt mit dem Markt, besuchen Symposien und Foren und sind immer dem Trend und den Möglichkeiten der modernen Gestaltung auf der Spur.“

Dabei ist es durchaus von Vorteil, dass Tuggen im erweiterten Einzugsgebiet des Grossraums Zürich liegt. Einige der Tulux-Designer pendeln täglich und machen sich einerseits die urbanen Einflüsse der grossen Stadt als Inspirationsquelle nutzbar. Andererseits nutzen sie die Stille Tuggens für die Realisierung ihrer Ideen. Die vielfältigen Ergebnisse können sich allesamt sehen lassen.

Dabei ist Vielfalt kein leerer Begriff sondern meint konkret 5000 Standard-Leuchten, die die Tuggener kurzfristig lieferbar halten. Das ist nicht nur eine sehr stattliche Zahl, die etwas über das ausgeklügelte Serviceangebot sagt sondern zeugt auch von Finanzkraft. Denn wer eine solche Zahl an Modellen an Lager hält, damit er innerhalb von drei Tagen liefern kann, muss wirtschaftlich gesund sein.

Solch wirtschaftliches Selbstbewusstsein wird auch deutlich, als Ivo Huber seinen Blick auf die aktuellen Veränderungen in seinem Wirtschaftsbereich lenkt: „Durch die Verordnungen der Europäischen Union und der Schweiz, welche die Energiewende im Fokus haben, findet zurzeit ein kompletter Umbau des Lichtmarktes statt. Früher gab es vielleicht zwei oder drei grosse Leuchtmittelhersteller. Nach dem Verbot der Glühlampen und dem zu erwartenden schrittweisen Verbot der Energiesparlampen bis 2016 wird sich ab 2020 bei Neuentwicklungen alles auf LED konzentrieren. Bei solchen Lichtquellen findet die Kernwertschöpfung der Lichterzeugung aber nicht mehr bei den traditionellen Leuchtmitteln, wie beispielsweise den Energiesparlampen statt, sondern bei den LED. Das heisst, dass ganz andere Unternehmen die Gewinne abschöpfen als bisher. Samsung, LG und Toshiba als Beispiele.“

Ob die Verantwortung für diesen tiefgreifenden Strukturwandel diejenigen Unternehmen tragen, die lange Zeit Innovationspotentiale

verschlafen haben, oder ob es diejenigen sind, die mit rasender Geschwindigkeit aufgeholt haben, sei dahingestellt.

Tatsache ist, dass jede Volkswirtschaft – auch und gerade die Schweizer – „die Innovationskraft, die ihr innewohnt, ständig weiter entwickeln muss,“ so Ivo Huber. „Wir sind ein Familienunternehmen und produzieren Leuchten in der dritten Generation. Für uns ist es geradezu selbstverständlich, dass wir ständig an der Fortentwicklung unserer Produkte arbeiten. Denn wenn wir irgendwann einmal zu lange Pause machen, kann sich das verheerend für die Existenz des Unternehmens auswirken. Wir tragen Verantwortung für die Arbeit und damit auch den Lebensunterhalt unserer 200 Mitarbeiter.“

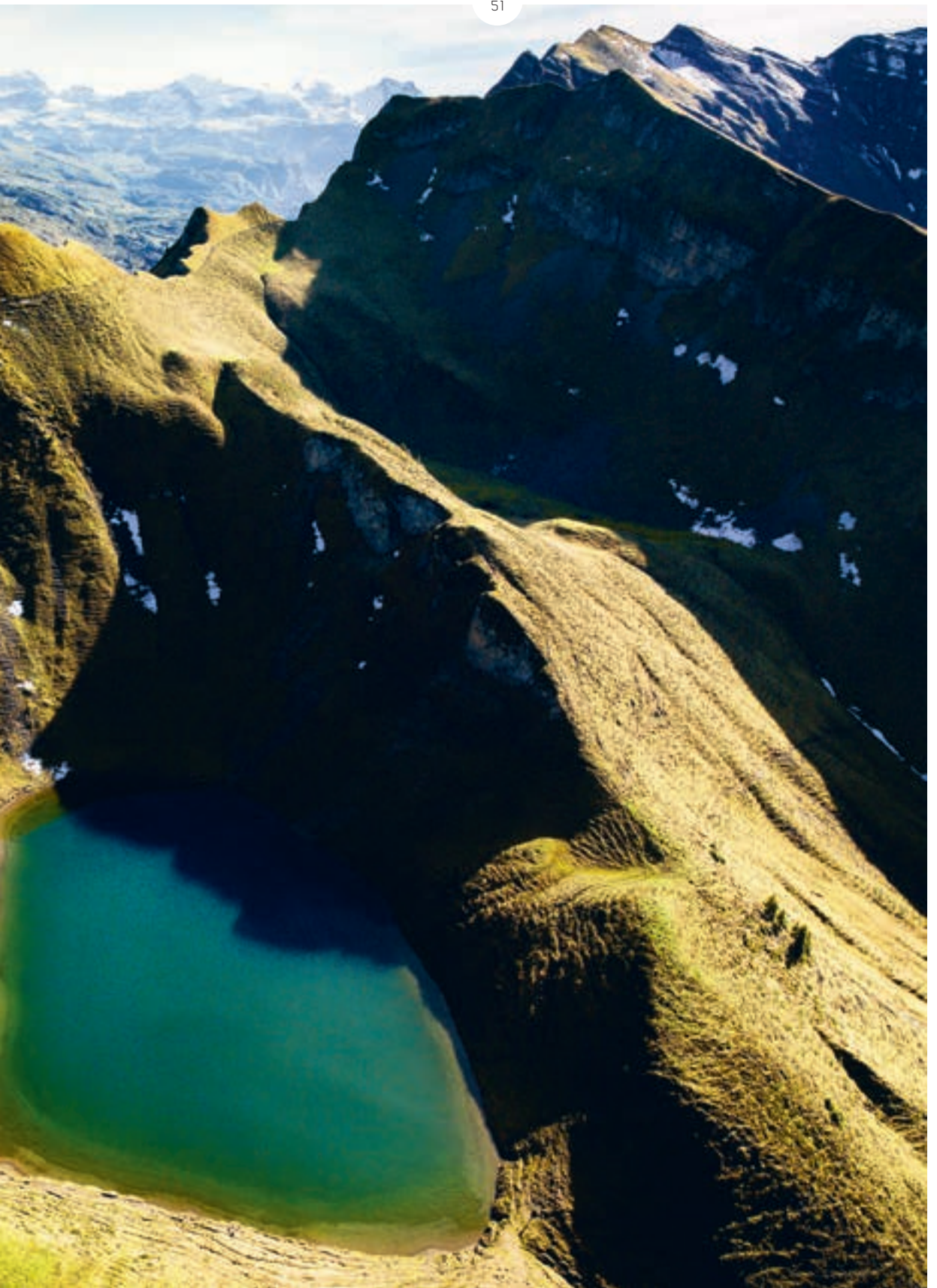
Einige von ihnen arbeiten für Tulux bereits seit zwanzig und dreissig Jahren. Manche sogar in der zweiten Generation. Da bekommt der Begriff „Familienunternehmen“ plötzlich eine ganz andere Dimension. Nämlich die einer sehr weit verstandenen Grossfamilie, für die der Unternehmer Sorge trägt.

Und das will Ivo Huber nicht nur auf Unternehmen verstanden wissen, sondern auch auf ganze Länder. „Solches Verantwortungsgefühl“, so der Tulux-Geschäftsführer weiter, „sollte man auch von Politikern verlangen. Durch die strikten Gesetze zur Reduktion des Kohlendioxids fahren die westlichen Länder zurzeit einen harten Kurs, bei dem sich ganze Industrien umstrukturieren müssen. Auf diese Weise gehen einige Tausend Arbeitsplätze verloren. Wohlgermerkt: In den westlichen Industrienationen. Aber was passiert auf der anderen Seite? Und hier meine ich jetzt die des Globus. Was machen also China und die Schwellenländer? Die produzieren im Gegenzug ein Vielfaches an CO₂ – und expandieren in hohem Tempo. Bislang haben wir ihnen das nachgesehen, weil wir meinten, dass diese Volkswirtschaften aufholen müssten. Aber inzwischen ist China auf Platz 1 der Exportnationen. Deshalb müssen jetzt die bislang akzeptierten Regeln neu verhandelt werden. Und zwar dringend. Sonst zahlen wir hier die Zeche.“

Die Gedanken des Leuchtenherstellers Ivo Huber könnten dem einen oder anderen vielleicht ein Licht aufgehen lassen. Nicht weil sie so einzigartig-genial sind, sondern weil sie aus der gelebten Alltagspraxis eines verantwortungsbe-
wussten Unternehmers stammen. 

einsiedeln

*Das Sihlseeeli aus dem
sich die Sihl speist –
und in den Sihlsee
fließt.
FOTO: Stefan Zürcher*





Der Abt

ABT MARTIN WERLEN

EIN GESPRÄCH ÜBER GLUT UND
ASCHE, PAPST FRANZISKUS,
DIE SCHWEIZER GARDE UND DIE
FREIHEIT DES DENKENS

von Andreas Lukoschik

Er wird gern als weltoffener Abt bezeichnet. Als Begründung führen viele seine zahlreichen Twitter-Botschaften an. Doch ist das zu kurz gesprungen. Das wesentlich offenere an diesem Mann ist seine Bereitschaft, um die Ecke zu denken, Zusammenhänge aus Blickwinkeln zu sehen, die nicht von der Mehrheit genutzt werden und sich konsequent die Kehrseite einer Medaille anzuschauen.

Das eröffnet ihm nicht nur ganz andere Perspektiven. Er findet so auch dort Lösungen – wo andere nur Mauern sehen. Das sind zwar Lösungen, deren Realisierung oft mit harter Arbeit verbunden ist – die aber sehr viel Freiheit schenken. Im Kopf. Im Glauben. Im Leben. Und überhaupt.

In seiner Schrift „Miteinander die Glut unter der Asche entdecken“ beginnt der Abt mit dem Beispiel Franz Welser-Möst. Der sollte und wollte Geiger werden. Er hatte grosses Talent, die entsprechende Förderung, den Willen, die Möglichkeiten – alles stimmte. Bis zu dem Tag,

an dem er durch einen unverschuldeten Autounfall so stark verletzt wurde, dass seine Karriere als Geiger beendet war. Da war er 18 Jahre alt.

Nun hätte er sich selbst bemitleiden, hätte laut lamentieren und leise resignieren können. Aber: Seine Fingerfertigkeit mochte eingeschränkt sein, seine musikalische Begabung hatte nicht gelitten.

Also sattelte er um. Heute ist er einer der besten Dirigenten der Welt, ist seit 2010 Generalmusikdirektor der Wiener Staatsoper und hat im Jahr 2013 schon zum zweiten Mal das Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker, das in über 70 Länder der Erde übertragen wird, dirigiert.

Abt Martin Werlen ist von dieser Art, mit Krisen umzugehen, sehr angetan. Für ihn ist die Begeisterung Franz Welser-Mösts für die Musik die „Glut“, die der junge Franz unter der Asche dessen, was nach dem Autounfall übrig geblieben war, entdeckt und neu entfacht hat. Höchst erfolgreich.

Der Abt nennt in unserem Gespräch ein weiteres Beispiel, das zeigen soll, dass gerade die grössten Katastrophen den Kern zu grossen Erfolgen in sich tragen: „Schauen Sie in die Apostelgeschichte. Die Christen waren zu einem bestimmten Zeitpunkt einer grossen Verfolgung ausgesetzt. Eigentlich eine Katastrophe, weil sie in alle Winde zerstreut wurden. Darüber hätten sie verzweifeln können, weil sie Heim und Arbeit verloren hatten. Aber sie haben sich nicht der Trauer hingegeben,

sondern das Beste – wirklich das Beste – daraus gemacht und dort, wo sie hinkamen, die Botschaft Christi verkündet. Das hat zur Verbreitung des christlichen Glaubens geführt!”

„Wenn es heute eine schwierige Situation gibt,“ so der Abt weiter, „dann beginnen wir allzu oft, zu klagen und zu jammern – anstatt uns der Situation zu stellen und das Beste daraus zu machen. Jeden Tag werden uns Bälle zugespielt, die wir zurückspielen oder übersehen können. Aber wir dürfen nicht klagen, dass keine kämen – bloss, weil wir sie nicht sehen. Sie sind da.“

Dass man die Dinge so sehen kann, hat er bereits als junger Mann entdeckt, als er zum ersten Mal die Benediktsregel gelesen hatte: „Was mich beim heiligen Benedikt schon immer beeindruckt hat, sind solche Aussagen wie die, man solle ‚mit offenen Augen und aufgeschreckten Ohren‘ durchs Leben gehen. Es ist Aufmerksamkeit, die er einfordert.“

Nach vielen Jahren als Seelsorger ergänzt er: „Unglaube ist für mich mit verschlossenen Augen durchs Leben zu gehen und die Gegenwart Gottes nicht wahrzunehmen.“

Eine Folge dieses Unglaubens sei das Murren und das Klagen. Davor warnt Benedikt immer wieder. „Murren ist das Verb, das er am häufigsten gebraucht“, sagt der Abt und zitiert ’Vor allem mahnen wir, man unterlasse das Murren.’ Wir klagen über etwas, das nicht so ist, wie es immer war. Damit nehmen wir nämlich eines nicht wahr – Gottes Gegenwart. All die Chancen, die er uns zuspielt.“

Ereignisse, die als Niederlagen oder Schicksalsschläge daherkommen, seien keineswegs das Ende, sondern – wenn man sie richtig anschaut – der Anfang. Für etwas Neues. Sie seien nicht selten „Engel in kuriosen Verkleidungen“.

Einen Ausdruck, den Abt Martin auch für Paolo Gabriele verwendet, den ehemaligen Kammerdiener von Papst Benedikt. „Er hat etwas

gemacht, das nicht gut ist. Das ist klar. Dass man Briefe vom Schreibtisch des Chefs nimmt, kopiert und an Journalisten weitergibt, das geht nicht. Aber er hat damit ausgelöst, dass die Kardinäle vor der Wahl des neuen Papstes über Dinge sprechen mussten, die bis dahin nicht thematisiert oder als Gerüchte abgetan wurden. Die sind seit den Veröffentlichungen in Gianluigi Nuzzis Buch *Seine Heiligkeit* in der Öffentlichkeit. Und die Kirche muss dazu Stellung nehmen.“

Das habe dazu geführt, dass im Vorfeld der Wahl des Papstes, „diese Dinge auf den Tisch gekommen sind. Dadurch sind einige Kardinäle, die die Chance gehabt hatten, zum Papst gewählt zu werden, nicht mehr in Frage gekommen. Stattdessen ist Papst Franziskus gewählt worden. Der kann jetzt Dinge reformieren und anpacken, ohne ständig Angst zu haben, er werde von der Kurie gestört. Dank Paolo Gabriele hat er einen grossen Freiraum.“

Mit dieser Meinung steht der Abt übrigens nicht allein da. Selbst im Vatikan sind viele Mitarbeiter der Ansicht, dass die Absicht des Kammerdieners nicht schlecht war.

Auf die Frage, ob er glaube, dass sich im Vatikan nun wirklich etwas ändere, antwortet Abt Martin: „Es hat sich schon einiges geändert. Ich meine alleine, dass der Papst nicht mehr in seiner Wohnung wohnt, sondern im Gästehaus Santa Marta, wo er jeden Tag an einem anderen Tisch sitzt und mit anderen Gästen isst. Im Kontakt mit unterschiedlichsten Menschen kann man viel von der Situation des heutigen Menschen erfahren. Sein Vorgänger war immer im kleinen Kreis derselben Personen. Es gab nur selten Gäste.“

Wie leicht ist ein isoliert lebender Papst von interessierten Kreisen zu steuern? Das geht bei einem Papst, der mit anderen zusammen wohnt, nicht mehr.

„Papst Franziskus,“ so der Abt von Einsiedeln, „signalisiert ganz klar den Abschied von dem höfischen Zeremoniell, das viele Jahrhunderte gang und gäbe war. Aber das hatte unsere

„Dieses
höfische Getue
kann einmal
Feuer gewesen
sein, jetzt aber
ist es zu Asche
geworden.“

Berufung schwierig gemacht, bei den Menschen zu sein. Dieses höfische Getue kann einmal Feuer gewesen sein, jetzt aber ist es zu Asche geworden.”

Allerdings habe ein solches Handeln auch Konsequenzen. „Denn plötzlich stellt sich die Frage: Braucht’s noch eine Schweizer Garde? Ist sie nicht ein typisches Element eines Hofstaates? Eine der Hauptaufgaben der Schweizer Garde war die Bewachung der Wohnung des Papstes. Die gibt es jetzt nicht mehr, weil er in Santa Marta wohnt.”

Wenn wir nicht den Mut hätten, „das, was einmal Feuer war, aber zu Asche geworden ist, zu entfernen, dann kann es das, was wir eigentlich verkünden wollen, ersticken. Ich hoffe schon, dass das jetzt nicht das Ende der Schweizer Garde ist. Aber sie wird sich ändern. Das ist für mich klar.“

Zu den Neuerungen, die Papst Franziskus eingeführt hat, gehört auch, dass er jeden Morgen eine andere Gruppe zur gemeinsamen Messe einlädt. Diese Morgenpredigten liest Abt Martin gern zusammengefasst in deutscher Sprache auf der Website von Radio Vatikan nach.

Bei den Predigten legt Papst Franziskus besonderes Augenmerk auf den Heiligen Geist. Eine Schlüsselaussage in einer der legendär gewordenen, frei gesprochenen Morgenpredigten war: „Der Heilige Geist drängt, doch wir sind bequem.“

Das passt sehr gut zu Abt Martins Schrift „Miteinander die Glut unter der Asche entdecken“ – die unserer Zeit weit voraus war – und vielerorts noch immer ist. Sie ist übrigens zu einem Zeitpunkt geschrieben worden, als man von einem solchen Papst wie Franziskus nur träumen konnte.

Abt Martin Werlen war in dieser Zeit unerschrocken genug, seine Forderungen an die katholische Kirche aufzuzeichnen. Und das keineswegs als Schonkost. Der Abt, der in der Hierarchie der katholischen Kirche den Rang eines Bischofs hat, spricht darin viele „glut“-heisse Eisen an, die er in die Nähe der Asche rückt – den Reformstau, den Zölibat, die Rolle der Frau in der Kirche und vieles mehr.

Werlens Schrift erfährt seit der ersten Ausgabe eine überwältigende Resonanz. Die deutschsprachige Auflage beläuft sich inzwischen

auf 25’000 Exemplare. Die Übersetzung ins Englische und Französische ist fertig und die italienische Ausgabe startet im grössten katholischen Verlag Italiens mit einer Auflage von 10’000 Exemplaren. Sie wird – man höre und staune – auch in den Buchhandlungen des Vatikans verkauft. Eine solche Resonanz hatte der Abt nicht erwartet. Besonders deswegen nicht, weil es kein katechismusartiges Nachschlagewerk ist.

„Das Wichtige daran für mich ist,“ so der Einsiedler Abt, „dass es einen Prozess auslösen soll. Darum gibt es auch keine Kapitelüberschriften, sondern nur Zahlen. Damit man nicht einfach nach Stichworten suchen kann, um zu sehen ‘was sagt er dazu?’ Nein, man soll in einen Prozess einsteigen.“

Das, was er mit dem Beispiel des Franz Welser-Möst verdeutlichen wolle, „nämlich das Beste aus einer Situation zu machen, ist doch das Thema des Christentums schlechthin. Das Zeichen unseres Glaubens – das Kreuz – handelt von einer Katastrophe. Und gleichzeitig ist es ein Zeichen dafür, das Beste daraus zu machen: das Heil des Menschen.“

An den vielen Reaktionen auf die Schrift erkenne er: „Es kommt etwas in Gang. Es geht ja nicht darum, nur einen Schalter zu drehen. So etwas ändert noch nichts im Menschen. Aber das ‘Sich-auf-den-Weg-machen’ das bringt Entwicklung in Gang. Es freut mich deshalb sehr, dass diese Schrift viele Menschen bewegt. Und zwar im wörtlichen Sinne – dass sie sich dadurch in Bewegung setzen.“

Beim Gehen auf neuen Wegen kommt man auch schon mal ins Stolpern. Womit wir beim Thema Sünde sind. Wie sieht er das?

„Sünde? Das gibt es im Leben. Ich kann mich im Leben völlig daneben verhalten. Natürlich. Aber dann habe ich die Möglichkeit, mich der Situation zu stellen und das Beste daraus zu machen. Das ist das Prinzip der Beichte: Dass ich den Fehler akzeptiere – ihn so integriere und zu meiner Geschichte stehe und Vergebung empfangen darf.“

Da ist auch die zentrale Aussage des Christentums nicht mehr weit: ‘Liebe Deinen Nächsten – wie Dich selbst’. Denn – wer sich selbst



Eine Interpretation
unseres Art Directors
zu "Engel in kuriosen
Verkleidungen".

nicht mag, wie soll der andere Menschen mögen können. Das ist einfach – aber wahr.

Spätestens an dieser Stelle des Gesprächs macht es Spass, sich auf die Gedanken des Abtes einzulassen: Das Beichten nicht zu verstehen als Eingeständnis gegen kirchliche Normen verstossen zu haben, sondern als Integration der Seiten, die man an sich selbst nicht so mag. Sozusagen Frieden schliessen mit sich selbst.

Warum erzählen nicht mehr geistliche Herren solche Gedanken von der Kanzel?

Darauf lacht der Abt verschmitzt: „Ich habe immer versucht, so zu sprechen und zu denken in den zurückliegenden zwölf Jahren.“

Die werden Ende 2013 bedauerlicherweise zu Ende gehen und dann wird er vom Rang des Abtes zurücktreten und wieder „Bruder Martin“ in der Gemeinschaft der Mönche sein. Das ist für viele Aussenstehende ein Verlust. Denn Mitglieder der Kirche, die in schwierigen Zeiten den Mund aufmachen, Reformen einfordern und die Kernaussagen des katholischen Glaubens so formulieren, dass man sie versteht, sind rar. Besonders, wenn sie im Rang eines Bischofs stehen, wie der Abt von Einsiedeln.

Darauf der Abt: „Welche neue Aufgaben ich bekommen werde, weiss ich noch nicht. Das ist die Sache des neuen Abtes. Diese Frage beschäftigt mich auch nicht. Ich bin vielseitig und kann mir keine Arbeit vorstellen, die mir anvertraut werden könnte, bei der ich sage ‘Nein, das geht nicht!’“

Was meint er, ob er als normaler Mönch auch noch solche Schriften verfassen kann wie „Miteinander die Glut unter der Asche entdecken“?

Auch darauf hat er eine Antwort: „Das ist dann Sache des neuen Abtes. Wenn er meint, dass es ein guter Weg wäre, dann sind neue Schriften möglich. Sonst eben nicht.“

Und dann muss er dem Thema „Gehorsam“ ins Auge blicken?

„Nein, Gehorsam heisst nicht einfach das zu machen, was der Abt sagt, sondern gehorsam zu sein, heisst, miteinander auf Gott zu hören.

Was er von uns will und was er von uns erwartet. Wenn zum Beispiel das Schreiben eines Buches unserem Auftrag dient, dann ist es eine Frage des Gehorsams, das zu tun. Und wenn es der Sache nicht dient, dann würde ich das nicht bedauern.“

Da stellt sich die Frage, wer entscheidet, ob etwas einer Sache dient oder nicht?

Abt Martin: „Der Abt mit der Gemeinschaft. Das ist ein gemeinsamer Diskussionsprozess.“

Letzte Frage: „War es immer einfach, die 24 Schwestern in Fahr und 60 Brüder in Einsiedeln unter einen Hut zu bekommen?“

Darauf Abt Martin: „Es geht ja darum, dass wir alle unsere Berufung leben, aber jeder auf seine Weise, mit seinem Charisma und seinen Talenten. Das wahrzunehmen und fruchtbar zu machen, gehört auch zur Aufgabe des Abtes.“

Damit sind wir wieder beim Anfang unseres Gesprächs: „Es ist unser aller Auftrag, uns der Situation zu stellen und das Beste daraus zu machen. ‘Das Beste’ heisst nicht einen Kompromiss zu schliessen, sondern wirklich ‘das Beste zu erreichen!’ Ganz gleich, wo wir stehen.“ 🍷


 Abt Martin Werlen,
 „MITEINANDER DIE GLUT
 UNTER DER ASCHE ENTDECKEN“
 In Einsiedeln im Klosterladen
 erhältlich
 Oder ISBN: 978-3-9524034-1-9

Die Website von Radio Vatikan:
de.radiovaticana.va
 (– ohne www)

Gianluigi Nuzzi,
 „SEINE HEILIGKEIT: DIE
 GEHEIMEN BRIEFE AUS DEM
 SCHREIBTISCH VON PAPST
 BENEDIKT.“
 Piper Verlag 2012

Chäfe

Der „Itlimoosweiher“
bei Schindellegi
FOTO: Stefan Zürrer



DAS BEGEHBARE NOTIZBUCH

WARUM DAS VÖGELE KULTURZENTRUM
IN PFÄFFIKON WIE EIN BEGEHBARES
BUCH IST – VOLLER ANMERKUNGEN
FÜR EIGENE GEDANKEN

von Andreas Lukoschik

Es gibt viele reiche Zeitgenossen, denen zu ihrem Geld nur einfällt, es ständig zu vermehren. Monica Vögele, Stiftungsratspräsidentin der „Charles und Agnes Vögele Stiftung“, gehört nicht zu diesen Leuten. Sie leitet aus dem „Glück, das ich gehabt habe, in eine solche Familie hineingeboren worden zu sein und in einer sehr kulturorientierten Atmosphäre aufwachsen zu können, eine Verpflichtung für ein besonderes soziales Engagement“ ab. Sagt sie. Wer sieht, was sie mit dem Vögele Kulturzentrum (VKZ) leistet, kann nur sagen: Das gelingt ihr!

Wir sind nicht nur verantwortlich für das, was wir tun, sondern auch für das, was wir nicht tun. *Molière*

Das VKZ ist in der Schweiz einzigartig und hat ein vergleichbares Pendant nur noch im sehr angesehenen Dresdner „Hygienemuseum“, wo ebenfalls Ausstellungen zu gesellschaftlich-kulturellen Fragen stattfinden. Das VKZ ist also

kein Kunstmuseum – obwohl es Kunstobjekte zeigt. Aber die sind nicht das „Thema“ der Ausstellungen. Sie dienen „nur“ der Bebilderung. Die gezeigten Objekte sind sozusagen ästhetische Verdichtungen, die einen Aspekt des Gesamthemas sinnlich erfahrbar machen. Sie sind damit nicht Anlass und Inhalt der Ausstellung (wie in anderen Museen), sondern das Transportmittel des Themas.

Wie zum Beispiel in der gerade stattfindenden Ausstellung „Verantwortung – Zum Temperament einer Haltung“ (sie läuft bis zum 22. September). Im November soll der Überblick „Mutprobe Bildung – eine Entdeckungsreise durch die unterschiedlichen Dimensionen der Bildung“ folgen. Und im Mai 2014 wird es die Schau geben „Irrsinn – Normüberschreitungen und die dem Irrsinn innewohnende Kraft, Bewegung in Erstarrtes zu bringen“.

Das sind Titel wie die von Buchbestsellern. Das sollen sie nach Ansicht von Monica Vögele auch sein. „Denn in einem privaten Museum kann man frecher und forscher provozieren als in Museen, die mit öffentlichen Geldern arbeiten.“

Am ehesten lassen sich die Ausstellungen des VKZ mit den Themenabenden des TV-Senders ARTE vergleichen. Der beleuchtet einen Abend lang ein Thema durch unterschiedliche Beiträge. Bei ihr gibt es allerdings keine „Sendungen“, sondern Kunstobjekte, Video-Einspielungen, Lesungen, Musikaufführungen und vieles andere mehr. Das ist eine geniale und ungewöhnliche Art, sich mit Inhalten der Gegenwart auseinanderzusetzen. Wie kommt sie auf ihre Themen?

„Es gab bisher drei Wege der Entstehung“, sagt sie. „Der eine ist, dass mir Themen begegnen, die ich aufgreife. ‘Verantwortung’ ist zum Beispiel entstanden, weil ich in den Radionachrichten



Monica Vögele,
Stiftungsratspräsi-
dentin und Chefin
des Vögele Kultur-
zentrums



gehört hatte, die Stadtpolizei Zürich habe das Problem, ein Massentrinkgelage von Jugendlichen an dem und dem Ort zu der und der Zeit zu verhindern.“

Da sei präzise gesagt worden, wo das Ereignis stattfinden sollte, das die Polizei verhindern wollte. „Das hat mich richtig geärgert, weil dieser Radiosender niemandem weissmachen konnte, dass es seine journalistische Pflicht sei, präzise zu berichten, wann und wo dieses Trinkgelage stattfinden würde.“

Nachdem ihr Ärger verraucht gewesen sei, habe sie „über die Verantwortung der Medien, und besonders der dahinter stehenden Individuen, wie zum Beispiel des Redaktionsleiters“ nachgedacht. „Der eine Gedanke führte zum nächsten und in der Folge war ich fest entschlossen, ‘Verantwortung’ zum Thema einer Ausstellung zu machen.“

Der zweite Weg sei es, „dass Kuratoren mit einer Idee auf uns zukommen und wir mit ihnen gemeinsam die Ausstellung erarbeiten. Das war bei „Halbzeit“ so – einer Ausstellung über die Lebensmittel, in der man nicht mehr jung ist, sich aber auf keinen Fall schon alt fühlt.“

„Der dritte Weg ist, dass ein Mitglied des Stiftungsrates ein Thema vorschlägt. Im kommenden Jahr werden wir zum Beispiel eine Ausstellung realisieren, die von meinem Bruder Peter ausgeht und die aus der gemeinsamen Diskussion darüber gerade entsteht.“

„Es gibt also keine Standardentstehung. Wir haben einfach ständig unsere Antennen auf Empfang. Denn wir wollen keine Ausstellungen aus Büchern machen, sondern für das JETZT.“

Dazu werde für jede Ausstellung jeweils ein eigener Kurator eingesetzt, also „einer, der sie gestaltet und leitet.“ Dessen Gedanken und die daraus entstehenden Einfälle fänden sich in dem für jede Ausstellung eigens aufgelegten, umfangreichen Begleitheft, dem „VögeleKulturBulletin“ wieder.

Das werde zwei bis drei Wochen vor jeder Ausstellungseröffnung all jenen zugesandt, die es abonniert haben und die sich so auf die nächste Vorstellung vorbereiten können. Ein Service, der

sehr intensiv wahrgenommen wird. Immerhin erscheint es in einer Auflage von 14'000 Exemplaren.

Die Chefredaktion für diese Schrift liegt bei Monica Vögele: „Das Bulletin soll einerseits eine Ergänzung sein und andererseits Zusammenhänge ausführlich erläutern, die man in der Ausstellung nur schwer darstellen kann.“

Freiheit bedeutet
Verantwortlichkeit.
Das ist der Grund,
weshalb die meisten
Menschen sich vor ihr
fürchten... *George Bernard Shaw*

Wie „schön“ muss eine solche Ausstellung eigentlich sein, um erfolgreich bei den Besuchern anzukommen? „‘Schön’ ist für mich der falsche Ausdruck,“ erwidert Monica Vögele auf diese Frage. „Die Ausstellung muss spannend sein. Muss berühren. Das bedeutet für mich, sie muss eine Kombination aus ‘ansprechend’ und aus ‘irritierend’ sein.“

Für die laufende Ausstellung gebe es zwei Werke, von denen sehr viele Besucher sagten „Wow, die sind wahnsinnig schön“. („Rise and Fall“ von Justine Smith und „for Gods only“ von Hannes Schmid) Danach müsse „wieder ein Objekt kommen, das einen stutzen lässt. Denn wir wollen unsere Besucher nicht in Schönheit einlullen, sondern ihnen ein Erlebnis bieten und sie ‘bewegen’. Dann nehmen sie etwas mit nach Hause.“

Zum Bewegen gehöre auch, dass die Inszenierung der Ausstellungsräume das Haus jedes Mal komplett neu präsentiere. „Deshalb wechselt mit jeder Ausstellung auch der Szenograf. Bei der Ausstellung ‘Von hier nach dort – über Brücken in Kultur, Baukunst und Gesellschaft’ waren die Räume beispielsweise in dunkelblau gehalten. Jetzt bei ‘Verantwortung’ ist alles weiss und der Besucherweg wird durch eine fließende Podestlandschaft gelenkt, auf der bestimmte Objekte stehen. Andere nicht.“



Justine Smith
RISE AND FALL, 2010
Courtesy Justine Smith

Die auf den Podesten sollten die Besucher nicht anfassen, die ohne Podest seien zur Interaktion gedacht. „Denn ‘Kunst’ steht meist auf einem Podest,“ sagt sie und fügt lachend hinzu: „Auch bei uns. Allerdings mit einem Augenzwinkern!“

In den Ausstellungen des VKZ finden sich mehrheitlich Arbeiten von jungen Gegenwartskünstlern. Ein Tribut an junge Besucher? „Ja und nein,“ sagt Monica Vögele dazu. „Ja!“, weil mein dreiköpfiges Recherche team meist Arbeiten findet, in denen sich junge Künstler mit unseren Themen auseinandersetzen. Um heute gesellschaftsrelevant zu sein, drängt sich wohl automatisch die kontemporäre Kunst auf.“

‘Nein’ deswegen, „weil sich die Klassiker entweder hauptsächlich mit sich und ihren individuellen oder kunstgeschichtlichen Themen beschäftigt haben oder weil wir ihre Bilder und Objekte einfach aus versicherungstechnischen Gründen nicht bekommen. Sie glauben nicht, welche Preise Kunstversicherungen heute für Ausstellungen aufrufen.“

Diese Aussage kann der Berichterstatter aus eigener Erfahrung bestätigen: Für eine sehr prominente Impressionisten-Ausstellung in Berlin musste der deutsche Staat sogar eine Staatsbürgerschaft übernehmen, weil der Versicherungswert in die Milliarden ging.

„Aber,“ wendet Monica Vögele ein, „wenn wir Arbeiten gefunden haben, die zu unserem Ausstellungsthema passen, dann ist mir immer wichtig zu klären, ob es auch tatsächlich die Absicht des Künstlers war, sich zu unserem Thema zu äussern – oder ob das alles nur Interpretationen



*Spencer Tunick
SWITZERLAND ALETSCHE GLACIER 3.1, 2007
Courtesy Spencer Tunick & Greenpeace Schweiz*

von Experten sind, die gern eine Übereinstimmung hätten. In diesem Fall könnten wir nämlich alles nehmen und es uns mit einigen Pirouetten und Spagaten so hinbiegen, dass es passt.” Und: „Die Authentizität der Absichten des Künstlers und dann die Übereinstimmung mit unserem Thema – das ist mir wichtig. Mit anderen Worten: Der Künstler und seine Kunst sind ja nicht Seismographen – sondern das Erdbeben selber. Deshalb müssen die Absichten stimmen.“

Es ist die Verantwortung von allen, die in Freiheit leben, ihre Meinung zu äussern. Immer! *Morgan Freeman*

Was ist, wenn das im Bereich der bildenden Kunst nicht gegeben ist? „Ich denke mir, jedes relevante Thema wird auch auf irgendeine Weise in der Kunst aufgegriffen. Doch wir ergänzen die künstlerisch interpretierten Aussagen und Ansichten auch immer mit anderen Positionen, befragen



Die Ausstellung

VERANTWORTUNG – ZUM
TEMPERAMENT EINER
HALTUNG geht bis zum 22.
September 2013.

Vögele Kultur Zentrum
Gwattstrasse 14
CH - 8808 Pfäffikon SZ
www.voegelekultur.ch

Von November bis März 2014:
MUTPROBE BILDUNG –
EINE ENTDECKUNGSREISE
DURCH DIE UNTERSCHIEDLI-
CHEN DIMENSIONEN DER
BILDUNG, DEM WERT-
VOLLSTEN GUT EINER
GESELLSCHAFT.

zum Beispiel authentische Personen aus dem Alltag oder grosse Denker oder Ingenieure zu dem Thema, das wir dann in elektronischen Medien im Rahmen der Ausstellung oder im Bulletin präsentieren.“

Deswegen ist es ein Kulturzentrum und kein Museum? „Absolut! Wir arbeiten interdisziplinär – mit Musik, Literatur, Theater. Allen Ausdrucksformen unserer Kultur. Die bildende Kunst ist nur eine davon.“ Genau das komme bei jungen Besuchern glänzend an. „Inzwischen kommen sehr viel mehr Jugendliche zu uns, weil sie nicht aufgefordert werden, sich in eine kleine, sehr spezielle Welt hineinzudenken – wie etwa in anderen Museen. Wir fordern sie stattdessen dazu auf, die gesehenen Exponate als Anlass zu eigenen Gedanken einzusetzen und weiterzudenken.“

Nicht ohne Stolz erwähnt sie: „Bei uns können sogar Besucher nach einer kurzen Instruktion selbst eine Führung durch die Ausstellung oder zu einzelnen Objekten machen und so ihre eigenen Gedanken und Überlegungen anderen anbieten. Mit denen treten sie in einen Dialog, wodurch ein ganz persönlicher Gedankenaustausch stattfindet. Gerade von diesen Führungen wird sehr gerne Gebrauch gemacht.“

Wenn man Monica Vögele zuhört und spürt, mit wieviel Begeisterung sie bei der Sache ist, ahnt man, warum sie sich keinen Direktor für die Leitung dieses Hauses leistet. Sie bestätigt diese Ahnung: „Am Haus steht mein Name – also will ich auch voll und ganz hinter dem stehen, was hier gezeigt wird. Deshalb habe ich dieses Kulturzentrum zu meiner Sache gemacht.“ Einer definitiv guten Sache! 🍷

(Die Zwischenüberschriften stammen – wie auch die Abbildungen – aus dem derzeit aktuellen VögeleKulturBulletin zum Thema „Verantwortung“.)



Ai Weiwei
DROPPING A HAN
DYNASTY URN, 1995
Courtesy M+ & Sigg Collection

DER GAS(S)T- RAUM

ZU BESUCH IM „ADLER“ IN HURDEN
BEI MARKUS GASS UND SEINER FRAU
CRISTINE HESS GASS

von Andreas Lukoschik

Gleich neben der 500 Jahre alten Kapelle von Hurden, deren Bau fünf Jahre nach der Entdeckung Amerikas vom Abt des Klosters Einsiedeln in Auftrag gegeben wurde, liegt eine „Gartenwirtschaft“, von der nicht wenige behaupten, sie sei der beste (!) Platz, um sich am Zürichsee den sinnlichen Genüssen des Speisens hinzugeben. Und des Sehens. Zu sehen gibt's die Örtchen Lachen und Altendorf zur Rechten und die Stadt Rapperswil zur Linken des malerischen Obersees.

Dass diese Einschätzung nicht falsch ist, finden auch die Michelin-Tester. Denen ist die Küche von Markus Gass seit Jahren einen Stern wert – und die Gault-Millaus dieser Welt stellen zwei Hauben dazu und legen 17 Punkte drauf.

In herrlicher Landschaft zu sitzen, mit auserlesenen Köstlichkeiten auf dem Teller und einem frischen Glas Wein in der Hand – Herz, was willst du mehr! Vielleicht den Mann kennenlernen, der mit seiner Frau Cristine Hess Gass, für alles verantwortlich zeichnet? Gedacht, getan. Dazu gehen wir ins Innere des bescheiden als „Gasthaus“ bezeichneten „Adler“.

Périgord Entenleber- terrine mit Schokolade, Apfel und Brioche

Wir sitzen im Gasträum des Hauses, der in angenehm hellen Tönen eingerichtet ist. An den Wänden Vergrösserungen digitaler Arbeiten von Pipilotti Rist und Roman Signer, der mit einer Fotoserie seiner Explosionsarbeiten auch im Obergeschoss gelegenen Rauchsalon zu sehen ist. Neben einer grossen Arbeit von Joseph Beuys.

Allein diese ersten Eindrücke zeigen, was Markus Gass und Cristine Hess Gass unter „Tafelkultur“ verstehen: Dicke Stoffservietten, feines und sehr originelles Porzellan von Hering. Alles hell, licht, beschwingt – unter den Arbeiten zeitgenössischer Künstler.

Zu diesem Ambiente nur zu sagen „das Auge isst mit“, wäre zu wenig. Denn das Ehepaar Gass-Hess holt sich seine Anregungen für ihr Restaurant gern in Paris. Sowohl diejenigen, die die Atmosphäre betreffen, als auch jene, wie Speisen zubereitet werden. Von der Garde junger Köche und ihren neuen Trends ebenso wie von sternengeschmückten Grossmeistern, „von denen wir uns aber immer nur einen Besuch pro Paris-Aufenthalt leisten“, sagt Markus Gass. „Dann ziehen wir uns fein an und geniessen einen solchen Besuch sehr.“

Kehrt er dort mit Zettel und Bleistift ein? „Nein, dann sind wir begeisterungsbereite Gäste und erleben es aus dieser Sicht. Das ist wichtig. Natürlich vergleichen wir das Gesehene mit dem, was unsere Gäste bei uns erleben können – und lassen die eine oder andere Inspiration bei uns einfließen. Damit es unseren Gästen nicht langweilig wird. Aber primär sind solche Besuche Genuss.“



Maitre Gass

Maine Hummer mit Bündner Bergkartoffelschaum im Mandarinen Fumet

Langeweile ist etwas, das Markus Gass gar nicht schätzt. Kontinuität: Ja! Aber immer das Gleiche kochen? „Nein, dazu bin ich zu neugierig“, sagt er. Deswegen findet man ihn auch bei Treffen mit den grossen Köchen Europas. Zum Beispiel mit Massimo Botura, dem Chef des 3-Sterne-Restaurants „Osteria Francescana“ in Modena, der aktuellen Nummer drei auf der „San Pellegrino Liste“ – wie Gass „The world's 50 Best Restaurants“ nennt.

„Wissen Sie, wie der Botura arbeitet, das ist einmalig. Ein halbes Jahr steht der in seiner Versuchsküche und komponiert EIN Menü. In dieser Zeit ist er nicht im Restaurant, sondern arbeitet nur an dieser einen Speisefolge. Und wenn er es fertig hat, dann zeigt er es seinen Köchen und lässt dieses Menü vier Monate auf der Karte, während er am nächsten tüfelt. So ist er zur Nummer Drei der weltbesten Köche geworden. Aber das ist Haute Couture. Ich mache eher 'Prêt-à-porter', stapelt Markus Gass tief. Das ist im Angesicht von einem Michelin-Stern und 17 Punkten lupenreine Bescheidenheit.

„Wissen Sie“, fährt er fort, „man muss wissen, wo man hingehört. Ich koche nicht für den Ruhm, sondern für meine Gäste. Denen muss es schmecken. Ausserdem bin ich kein Tüftler, der ewig optimiert. Das ist mir zu langwierig. Ich komponiere meine Menüs am Computer.“ Wie das?!

Gelbflossenthunfisch auf Limonen-Risotto und Pecorino

„Ich lebe sehr stark über Gerüche. Wenn ich etwas rieche, kommt bei mir sofort das passende Gefühl auf – wie es damals war, als ich diesen Geruch zum ersten Mal gespürt habe. Das ist bei mir ganz extrem.“ Dazu muss man natürlich eine

äusserst feine Nase haben. „Das ist bei diesem Beruf eigentlich unerlässlich“, ergänzt er. „Genau wie ein Geschmacksgedächtnis! Wissen Sie, wenn ich den grossen Köchen beim Kochen zusehe, dann schmecke ich das, was sie kochen – ohne es zu kosten. Ich sehe, was sie machen – und schmecke es. Deswegen kann ich auch Menüs am Computer schreiben. Später, wenn ich zusammen mit meinen Köchen in der Küche stehe, brauche ich fast nichts mehr zu ändern, weil die Kompositionen stimmen. Ausserdem wissen meine Köche, was ich meine, weil wir alle drei schon sehr lange zusammen arbeiten.“

Was Markus Gass vom Kochen berichtet, ist vergleichbar mit dem, was grosse Dirigenten und sehr talentierte Musiker kennen: Sie lesen die Partitur und 'hören' die Musik, wie sie gespielt werden muss. Vom Blatt weg. Ein Talent. Zweifelsfrei.

Trotz dieses Talentes war es Markus Gass nicht in die Wiege gelegt, Koch zu werden. „Meine Mutter hat ganz normal gekocht“, sagt er, „aber ich war in der Schule nicht besonders gut. Also...“, kleine, verlegene Pause und dann weiter „...eigentlich habe ich die Schule gar nicht gemocht. Meine Frau sagt, das liege daran, dass ich ein Autoritätsproblem habe. Was stimmt. Ich lasse mir nicht gerne etwas vorschreiben.“ Hier lächelt er – ein wenig ertappt. „Auf jeden Fall war ich kein besonders guter Schüler und musste dann – als es zur Lehre kam – das nehmen, was übrig war. Und so bin ich Koch geworden.“ Als Gast und Geniesser kann man darüber nur froh sein.





Triangoli gefüllt mit Rohmilch-Taleggio und weissem Trüffel aus Alba

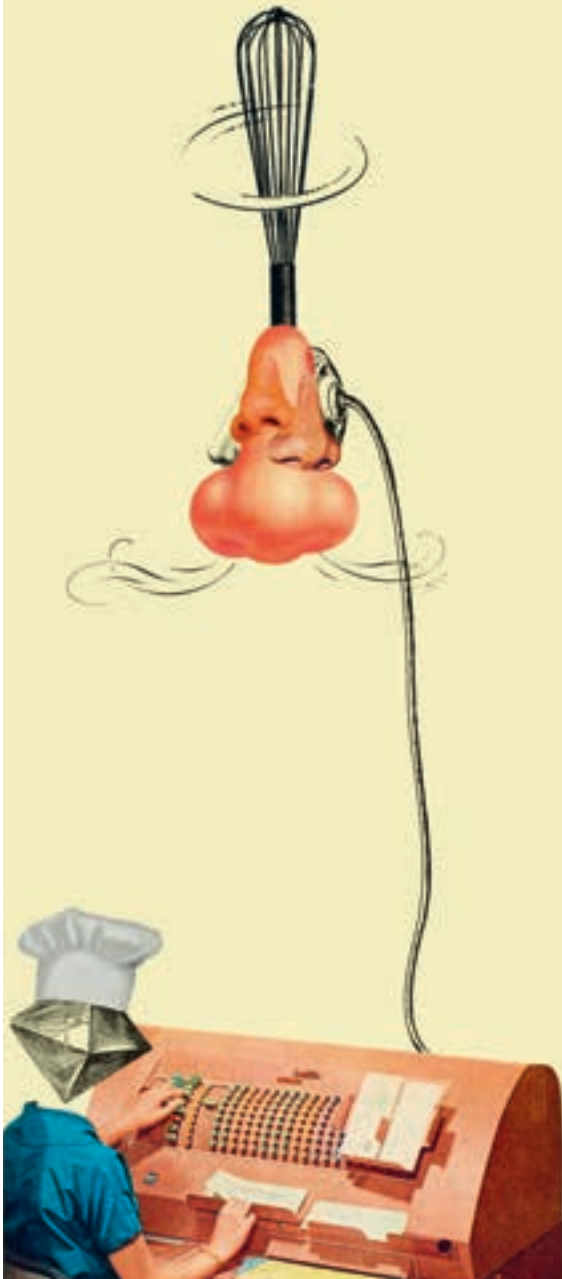
Wie kam es dann zu seinem Erfolg? „Ich bin ein kreativer Mensch und habe diese Kreativität als Koch gut ausleben können.“

Und wie ist es dann, wenn ein Testesser in seinem Restaurant sitzt? Zum Beispiel vom „Michelin“? Wie sieht es da mit dem Autoritätsproblem aus? „Ach wissen Sie, ich kann nicht plötzlich besser kochen, bloss weil ein Tester da ist. Man muss sich einfach treu bleiben und so kochen wie immer. Denn der Tester kommt nur einmal. Aber meine Gäste sollen regelmässig wiederkommen – weil es ihnen schmeckt.“ Womit klar ist, dass Markus Gass und Cristine Hess Gass auch Gäste mit einem sehr filigranen Geschmack haben.

Kommen wir zum kreativen Prozess des Kochens. Wie geht er da vor? Lässt er sich von Eindrücken und Gerüchen leiten? Oder wie entstehen seine Menüs?

„Ich gehe anders vor als die Grossen aus Frankreich, Spanien oder Skandinavien. Ich schreibe zuerst die Produkte auf, von denen ich weiss, dass meine Gäste sie mögen – also Entenleber, Hummer, dann einen guten Fisch – meistens Wolfsbarsch oder Steinbutt – und einen schönen Hauptgang mit einem Filet. Das ist das Skelett. Und dann komponiere ich die geschmacklichen Akzente dazu drum herum.“

Nach Rezept? „Nie! Ich koche immer aus dem Fingerspitzengefühl heraus. Schwierig wird's, wenn ich für ein Kochbuch Rezepte abliefern muss. Da tue ich mich schwer. Da muss ich nämlich die Mengen- und Zeitangaben ausprobieren und tüfteln. Und das langweilt mich extrem. Das ist eben nicht so mein Ding.“



Gebratener Rehrücken und Pfeffer vom Filet mit Feigen, Portwein, Rotkraut und Sellerie Mousseline

Was sollte ein neuer Gast bei ihm bestellen? „Bei uns gibt es das Menü – und „à la carte“. Das Menü heisst bei uns ‘Handschrift’, weil diese Gerichte meine Handschrift beim Kochen sind. Deshalb würde ich allen, die zum ersten Mal bei uns zu Gast sind, das meist sechsgängige ‘Handschrift’-Menü empfehlen. Da bekommt man einen ausgesprochen guten Eindruck von dem, wie wir kochen.“

Gibt es ein Gericht, von dem er gar nicht genug kriegen kann? „Hmh,“ antwortet er und macht eine lange Pause, „ich esse eigentlich sehr viel und sehr gerne. Das sieht man mir ja auch an.“ Noch einmal eine Denkpause. „Innereien zum Beispiel habe ich sehr gern, Kutteln, Milken, oder eine gute und saubere Leber. Aber die bekommt man in der Schweiz nur noch sehr schwer. Es gibt einfach fast keine guten Dorfmetzger mehr, weil alle zur Migros und zum Coop rennen – und so sterben die kleinen Metzgereien aus.“

Deshalb kaufe ich mein Fleisch bei Trai-
tafina im Aargau. Das ist zwar eine Grossmetzgerei, aber sie hat eine Linie, die heisst „SwissPrim“. Da können Sie auf dem Etikett nachverfolgen, auf welchem Bauernhof das Tier aufgezogen wurde. Das ist eine gute Sache. Leider kann ich Innereien nur ganz selten für meine Gäste kochen, weil die wenigsten das schätzen. Ich koche ja schliesslich nicht für mich.“

Gewürzbirne auf Thymian, Rahm, Marmelade und Tahiti Vanille Eis

Andersherum gefragt: Gibt es etwas, das er absolut nicht mag? Auch wenn es wunderbar zubereitet ist? „Rhabarber“, kommt es wie aus der Pistole geschossen, „in welcher Form auch immer – kann ich gar nicht essen. Ich fand diese Säure schon immer grauenhaft. Und gekochter Fenchel. Das geht beides gar nicht!“

Wie schön, dass es auch solch menschliche Züge bei einem Kulinariker wie ihm gibt. Deshalb sollten Rhabarber-Enthusiasten und Fenchel-Fanatiker den Adler in Hurden meiden. Alle anderen können sich auf seine Schwingen setzen, um sich in höchste Genuss-Sphären davontragen zu lassen. 🍷

Kochbuch:
TALENT & PASSION
35 Schweizer Spitzenköche
der Jeunes Restaurateurs
d'Europe

 **ZUM ADLER HURDEN**
Markus Gass &
Cristine Hess Gass
Hurdnerstrasse 143
8640 Hurden
055 . 410 45 45
www.mg-adlerhurden.ch

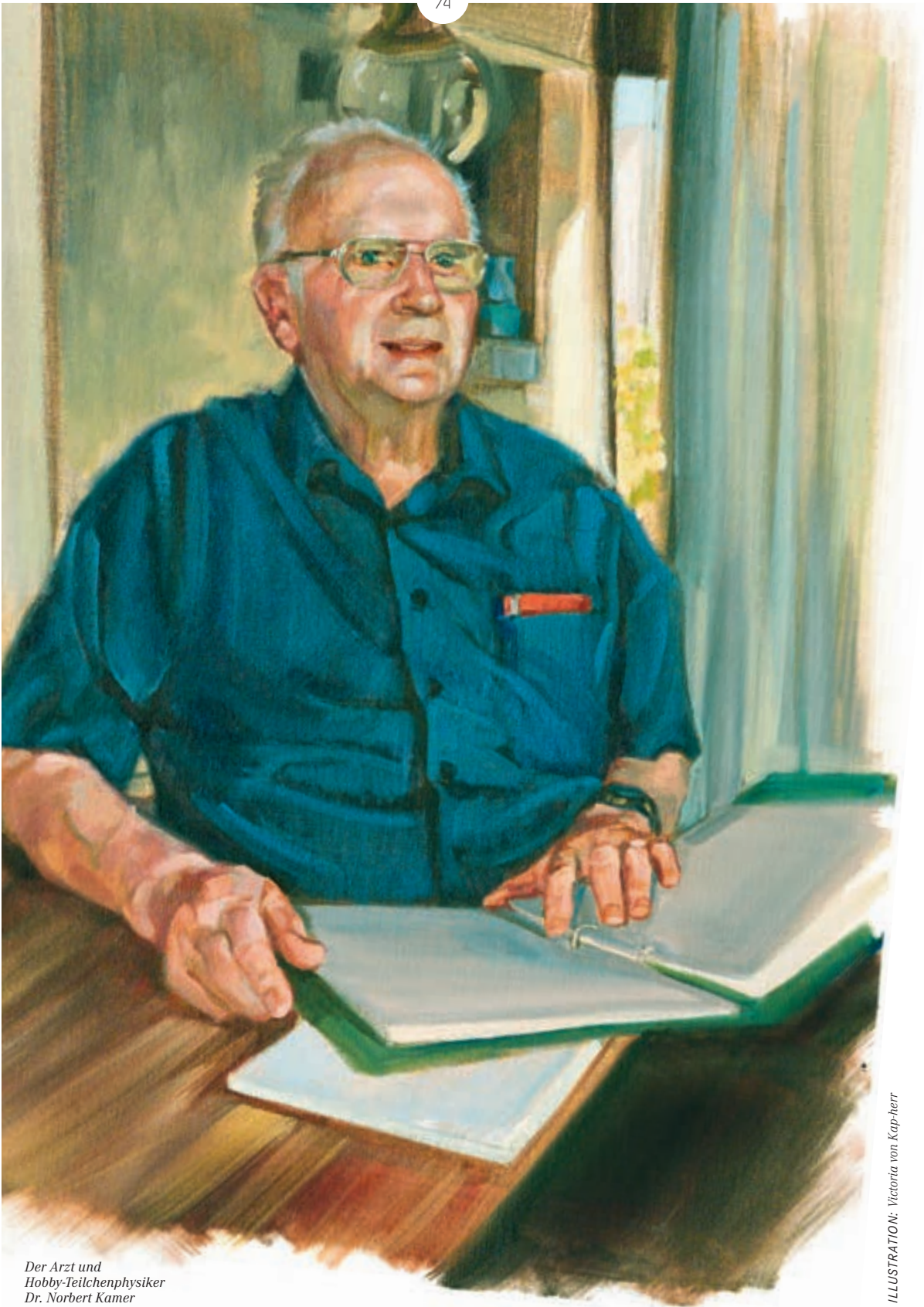
Geöffnet von
Mittwoch bis Sonntag
Ferien:
3 Wochen im Februar,
3 Wochen im Oktober

A romantic landscape featuring a vast sea of white, fluffy clouds that fill the lower two-thirds of the frame. In the distance, a dark, silhouetted mountain peak rises above the cloud layer. The sky above is a deep blue, filled with wispy white clouds, and a bright sun in the upper right corner creates a strong lens flare that radiates across the sky. The overall mood is serene and dreamy.

Küssnacht



*Von der Rigi geschaut.
Über den Wolken
schauen die Mythen
der Sonne Licht.
FOTO: Stefan Zürer*



Der Arzt und
Hobby-Teilchenphysiker
Dr. Norbert Kamer

DIE LUST AM STAUNEN



WIE NORBERT KAMERS BLICK
ZUERST IN DEN HIMMEL STIEG
UND SICH DANN
DEM KLEINSTEN ZUWANDTE -
OHNE DABEI DAS SCHÖNE
AUS DEN AUGEN ZU VERLIEREN.

von Andreas Lukoschik

Dr. Norbert Kamer ist in diesem Jahr 77 Jahre alt geworden. Auf die Frage, was seiner Erfahrung nach das Rezept dafür ist, um so fit alt zu werden, antwortet er: „Neugierig sein und sich die Fähigkeit zum Staunen erhalten!“

Beides hat er sich nicht nur erhalten, sondern in den vergangenen zehn Jahren sogar noch intensiviert. Das kam so.

Als er seine Praxis als Hausarzt in Arth aufgegeben hatte, verfügte er endlich über genügend freie Zeit, das zu tun, was er schon immer gerne viel mehr getan hätte – Radtouren über die schönsten Alpenpässe zu unternehmen und zu wandern.

Eines Tages – genauer gesagt eines Nachts – schaute er bei einem abendlichen Gang zum Sternenhimmel empor und fragte sich, warum die Sterne eigentlich unterschiedliche Farben haben. Der eine etwas mehr ins Rosa gehend, der andere bläulicher, der Dritte mehr gelblich. Weil er als Medizinstudent viel Physik gelernt und jetzt Zeit hatte, wollte er der Sache auf den Grund gehen.

Und das tat er. Gründlich. So bekamen die Farben Sternennamen: „Beteigeuze“, „Aldebaran“ oder „Prokyon“. Er lernte etwas über die Oberflächentemperaturen der Gestirne, über die damit verbundenen Strahlen und Farben, die sie

aussenden und wie sie über Lichtjahre hinweg zu uns auf die Erde kommen. Er lernte etwas über deren Anfang. Den „Urknall“. Er beschäftigte sich mit den verschiedenen Theorien des Urknalls und drang dabei von den grossen Sternen über deren physikalische Beschaffenheiten zu den kleinsten Teilchen vor.

Damit betrat er den „Teilchenzoo“

Das führte ihn eines Tages zum CERN – dem *Conseil Européen pour la Recherche Nucléaire* nach Genf – dort wird hundert Meter unter der Erde physikalische Grundlagenforschung betrieben. Insbesondere wird mit Hilfe grosser Teilchenbeschleuniger der Aufbau der Materie erforscht.

Und dort begann seine Faszination für die Teilchenphysik, die ihn nicht mehr losgelassen hat. Inzwischen war er schon ein halbes Dutzend Mal im CERN, hat sich von Professoren durch den 27 Kilometer langen Ring unter der Erde führen lassen und sich mit all dem auseinandergesetzt, was uns Laien die Haare zu Berge stehen liesse, so dass wir aussähen wie Albert Einstein – vorausgesetzt, wir stellten uns den schwierigen Zusammenhängen.

Das tun die meisten jedoch nicht, weil es so kompliziert ist. Norbert Kamer aber reizen solche komplexen Prozesse erst richtig – der Laie dagegen staunt und fragt sich, wie er das nur alles verstehen kann. Seine Antwort darauf ist faszinierend pragmatisch: „Wissen Sie“, sagt er bescheiden und zurückhaltend, „wenn ich mal den Überblick verliere, dann nehme ich mir vor dem Einschlafen vor, darüber noch mal nachzudenken.“



Und wenn ich dann am Morgen aufwache, weiss ich meistens, wie ich bestimmte Diagramme oder Tabellen interpretieren muss, um sie zu verstehen.“

Das ist keine Einbildung, sondern klug eingesetztes Denk-Management, das auf aktuellen Erkenntnissen der Neuropsychologie beruht. Denn für manche gedanklichen Prozesse braucht unser Hirn sehr viel mehr Rechenzeit als wir vermuten. Wenn man ihm diese Rechenzeit über Nacht lässt, hat es in der Tat am nächsten Morgen alles so weit ausgewertet, dass man wieder klarer sieht.

Hinter der alten Regel, dass man bei schwierigen Entscheidungen eine Nacht „darüber schlafen solle“, stecken also wissenschaftlich erklärable Prozesse.

Und so beschäftigt sich Norbert Kamer mit Protonen und Neutronen, Quarks und Gravitonen, ja sogar den Higgs-Teilchen gilt seine Aufmerksamkeit.

Dem staunenden Berichterstatter kann er sogar erklären, weswegen sie in der Presse das Etikett „Gottesteilchen“ erhalten haben. Deshalb, weil sie etwas damit zu tun haben, wieviel Masse die verschiedenen Darsteller aus dem „Teilchenzoo“ (Zitat Kamer) jeweils bekommen.

Das bewirkt das Feld der Higgs-Teilchen. Die bekommen beim „Betreten“ des Higgs-Feldes – den Naturgesetzen entsprechend – unterschiedliche Masse zugeteilt. Dabei gehen zum Beispiel Photonen (Lichtteilchen) leer aus – sie sind also masselos. Während Elektronen einen intensiveren Kontakt mit dem Higgs-Feld pflegen – und so an Masse zulegen. Dazu kann der staunende Berichterstatter nur ein ahnungsloses „Aha“ hören lassen – wofür er um Nachsicht bittet.

Aber breiten wir den Mantel stillen Staunens über diese hochkomplexe Materie – in dem Wissen, dass es in Arth einen Arzt gibt, der sich nicht nur im stolzen Alter von 77 Jahren in diese Materie „hineinzudenken versucht“ (O-Ton Kamer). Und der in noch ganz anderer Hinsicht Anlass zum Staunen gibt.



Was bislang nur wenige wussten

Blenden wir dazu ein paar Jahre zurück – ins Jahr 1976. Noch während seiner Zeit als praktizierender Arzt kam Norbert Kamer eines Tages zu einem Hobby-Fischer, der am Ufer des Zugersees lebte, auf Krankenbesuch. Als er dessen eher bescheidenes Haus betrat, sah er sich einem kunstvollen Gebilde von gut zweieinhalb Metern Höhe gegenüber, das bis unter die Stubendecke reichte und mit seiner Pracht etwas fehl am Platze in dem eher kleinen Heim wirkte. Das war es auch.

Dr. Kamer, ein ehemaliger Stiftsschüler des Klosters Einsiedeln, fiel sofort auf, dass dieses kunstvolle Gebilde der Innenteil des vor Jahren abgenommenen und in Vergessenheit geratenen Kronleuchters des Stiftes Einsiedeln war.

Der gehörte nicht in dieses Haus am See, sondern an einen würdigen Ort, befand er, und begann – nachdem er den Patienten verarztet hatte – mit ihm darüber zu reden. Dabei stellte sich heraus: Der Fischer hatte vor Jahren im Tausch gegen Biberschwanzziegel von einem Einsiedler Mönch den gesamten Kronleuchter bekommen.

Offensichtlich war der Leuchter bei den Mönchen in Vergessenheit geraten. Neben dessen Innenteil – dem „Tempietto“, Tempelchen – gehörten weitere Messing-Teile zu dem Prachtstück. Die befanden sich in insgesamt 35 Jutesäcken. Inzwischen hatte der Fischer eingesehen, dass der Lüster zuviel Platz in seinem bescheidenen Heim einnahm.

So wechselte der Leuchter, nach Nennung des Kaufpreises, per Handschlag den Besitzer. Die 35 Jutesäcke wurden auf einem Heuwagen vom Fischerhaus ins Haus des Arztes verbracht. Bei näherer Durchsicht zeigte sich, dass es sich tatsächlich um den kompletten Kronleuchter aus der Einsiedler Klosterkirche handelte.

Der stolze Neu-Eigentümer versprach als Alt-Einsiedler zeitlebens dafür geradestehen, dass mit dem Kronleuchter kein Unfug getrieben werde. Doch war das leichter gesagt als getan. Zumal dieses Objekt ziemlich raumgreifend den Keller des Arzthauses

dominierte. Denn der Leuchter – ein Geschenk von Napoleon III. und von dessen Mutter Hortense, Königin von Holland, an das Kloster Einsiedeln – wog 1,5 Tonnen und wäre – zusammengebaut – fünf Meter hoch und vier Meter breit gewesen.

Es entstand also eine gewisse Dringlichkeit, sich dieses Ungetüms in 35 Jutesäcken wieder zu entledigen. Nicht zuletzt, weil die Hausherrin verständlicherweise auf die Nutzung ihres Kellers drängte.

Verzweifelt suchte Norbert Kamer also nach einem neuen, würdigen Abnehmer. Doch die Offerten entsprachen so gar nicht seinen Vorstellungen: Ein Interessent wollte Einzelteile des Leuchters versteigern. Ein anderer wollte den Leuchter im Land der unbegrenzten Möglichkeiten zur Zierde einer Hotelhalle einsetzen. Es gab Barbetriebe, die sich durch das wunderschöne Messing-Kreuz „aufwerten“ wollten. Zu allem Überfluss wollte der Kaiser eines zentralafrikanischen Staates den Leuchter „gegen eine hohe Summe“ erwerben.

Doch Norbert Kamer blieb seinem Versprechen treu – und wendete sich an den damaligen kantonalen Denkmalpfleger Markus Bamert. Der fand – nach einigen Irrungen und Wirrungen – einen perfekt passenden Platz für den Leuchter in der Kirche St. Antonius in Rothenthurm. So wurde der Leuchter – zur nicht unerheblichen Erleichterung der Hausherrin – aus dem Keller der Kamers geschafft und zur Restaurierung gebracht. Es fehlten nur zwei originale Schrauben. Aber die gesamte Elektrik musste erneuert werden. Überdies hatte der Aufenthalt des Leuchters in den 35 Jutesäcken seine Spuren hinterlassen.

All das geschah unter der Aufsicht des kantonalen Amtes für Kultur. Es endete zwei Jahrzehnte nach Kamers Kauf im Fischerhaus im Jahre 1994 mit der Installation in St. Antonius zu Rothenthurm. Seitdem hängt das Geschenk Napoleons III. und von dessen Mutter in der Rothenthurmer Kirche.

Woran man sieht, dass sich Dr. Norbert Kamer nicht nur das Staunen über die Kräfte, die das Universum zusammenhalten, erhalten hat. Er lässt auch uns in vielerlei Hinsicht staunen. Wer weiss, wie viele weiteren Geschichten es noch gibt, durch die er uns in Erstaunen versetzt. Vielleicht erzählt er uns die eine oder andere in einer späteren Ausgabe.



P.S.:

Der aufmerksame Leser wird bemerkt haben, dass das Porträt von Dr. Kamer, dem Arther Arzt, in der Rubrik „Küssnacht“ erscheint – und nicht in Schwyz.

Der Grund: Norbert Kamer ist – wie alle Kamers – Bürger von Küssnacht. Das kam so.

Die kamerschen Vorfahren waren seit neun Generationen Tierärzte. Weil es in Arth ausreichend Tierärzte gab, gingen Mitte 19. Jahrhunderts zwei von ihnen nach Küssnacht.

Nun gehört es zum Aufgabengebiet von Tierärzten, auch trächtige Kühe zu behandeln, wenn sie unter Komplikationen leiden. Eine äussert sich darin, dass sich der Uterus des Rindes dreht – was unter Experten „Torsio uteri“ genannt wird. Dadurch wird die Blutversorgung unterbunden, woran das Kalb sterben kann.

Die zwei nach Küssnacht umgezogenen Kamer entwickelten um 1850 eine Methode, die es möglich machte, den Uterus zurückzudrehen und das Kalb so zu retten. Dieser Eingriff wird in der Tiermedizin bis zum heutigen Tag als „kamer-scher Griff“ bezeichnet. Und das nicht nur in der Schweiz.

Diese Technik machte Dr. Kamers Vorfahren nicht nur bei allen Bauern zu begehrten Tierärzten. Sie bescherte ihnen auch die Ehrenbürgerschaft von Küssnacht. Die Folge davon ist, dass alle Mitglieder der Familie bis zum heutigen Tag Bürger von Küssnacht wurden und es noch immer sind.

Deshalb ist Norbert Kamer – obwohl er kein Tierarzt, sondern Humanmediziner ist und in Arth lebt – Küssnachter Bürger.

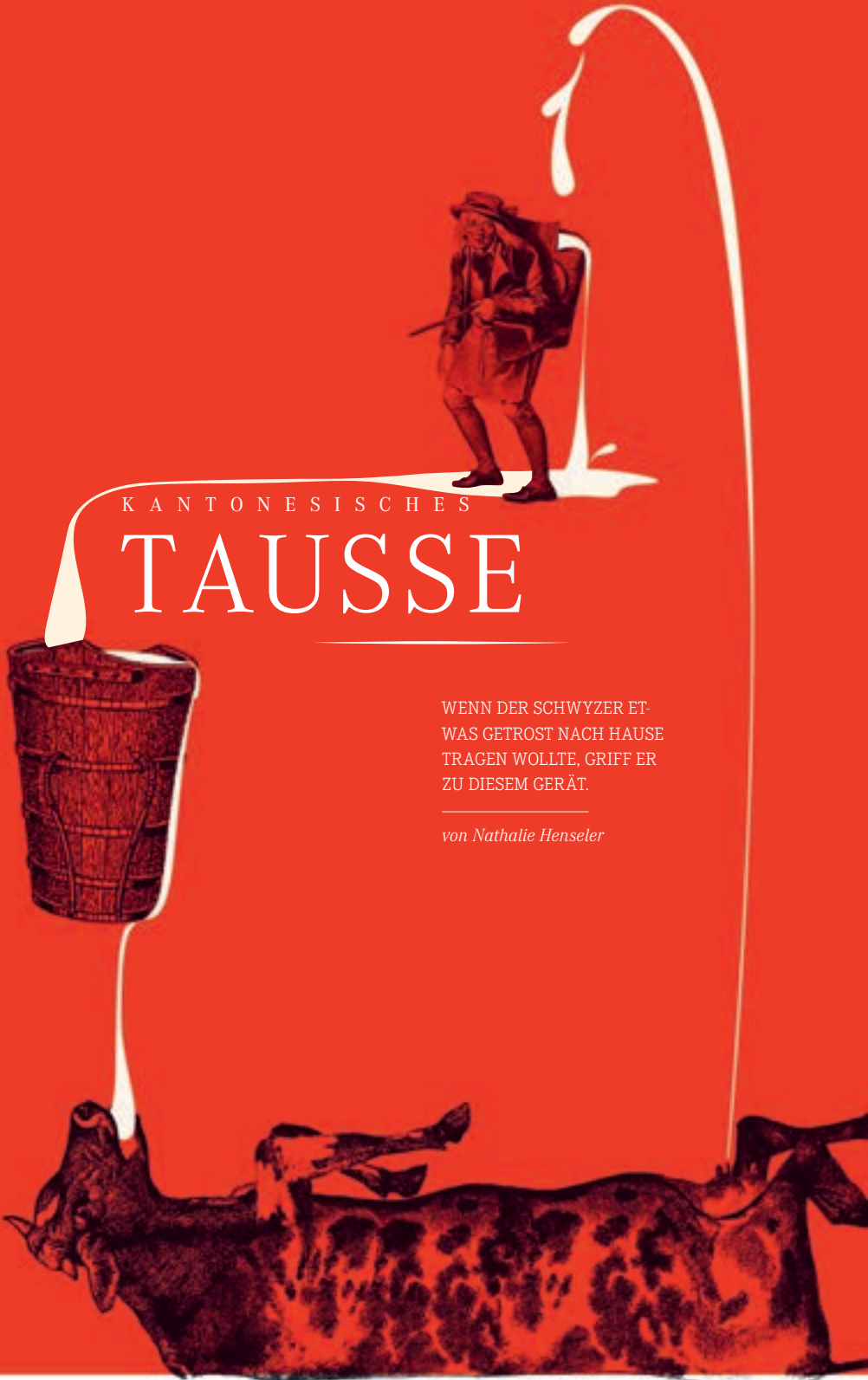
Wie gesagt: Norbert Kamer hat Geschichten auf Lager, über die man staunen kann. 🍷

KANTONESISCHES

TAUSSE

WENN DER SCHWYZER ET-
WAS GETROST NACH HAUSE
TRAGEN WOLLTE, GRIFF ER
ZU DIESEM GERÄT.

von *Nathalie Henseler*



In der Zeit *vor* Tetrapak und PET-Flaschen stellte der Transport von Flüssigkeiten eine grosse Herausforderung dar. Nicht alles konnte und sollte – wie Wein und Bier – in grossen Fässern per Fuhrwerk von laut singenden Fuhrhaltern über die Landstrasse transportiert werden. Da waren auch Kleinbauern, die das bisschen Milch ihrer wenigen Kühe morgens und abends über Alp- und Bergwege zur Sennerei im Dorf befördern mussten.

Um diese Herausforderung zu meistern entwickelten sie die *Tausse* – zumindest wird sie im Kanton Schwyz so genannt. Die Beschreibung im Schweizerdeutschen Wörterbuch ist wundervoll treffend: Rückentraggefäss für flüssige Stoffe, mit ovalem Querschnitt, aus hölzernen Dauben, mit Reifen gebunden, oder aus verzinktem Eisenblech, versehen mit Tragriemen.

In der Schriftsprache wird das geniale Transportgefäss *Tanse* genannt, das uns der Wortwurzel etwas näher bringt. Das Wort *Tanse* ist eine Ableitung des Verbs *din-sen*, was soviel wie „auf der Achsel (weg)tragen“ bedeutet. Die *Tausse* hat noch ein etwas weiter herum bekanntes Synonym – die *Brente*. Die hat allerdings eher als Schimpfwort für Frauen Karriere gemacht und wird deshalb nicht gleich als Rückentraggefäss erkannt.

Weil die *Tausse* sehr praktisch auf dem Rücken zu tragen war, gab es in Bauernhaushalten gleich mehrere davon. Jede hatte ihr eigenes Einsatzgebiet: Zum Ausbringen von Mist, beim Wümmen der Weintrauben, zum Transportieren von frischem Fisch im Wasser und so weiter und so fort. ☺

HAUPTSPONSOR

Schwyzer
Kantonalbank

SWISSLOS

01 PFÄFFIKON



Cevian Capital



ETZEL IMMOBILIEN

02 WOLLERAU

MIT-GROUP

CONTRACT
PLAN
Gepplant. Gebaut.

03 LACHEN



04 EINSIEDELN

STEINEL
Solutions

05 STEINHAUSEN

NEUROTH
Beaver Nerven. Beaver Leben.

06 KÜSSNACHT

kost
Inspiration Holz

Christen

07 GOLDAU



08 IBACH-SCHWYZ



VICTORINOX

09 SCHWYZ

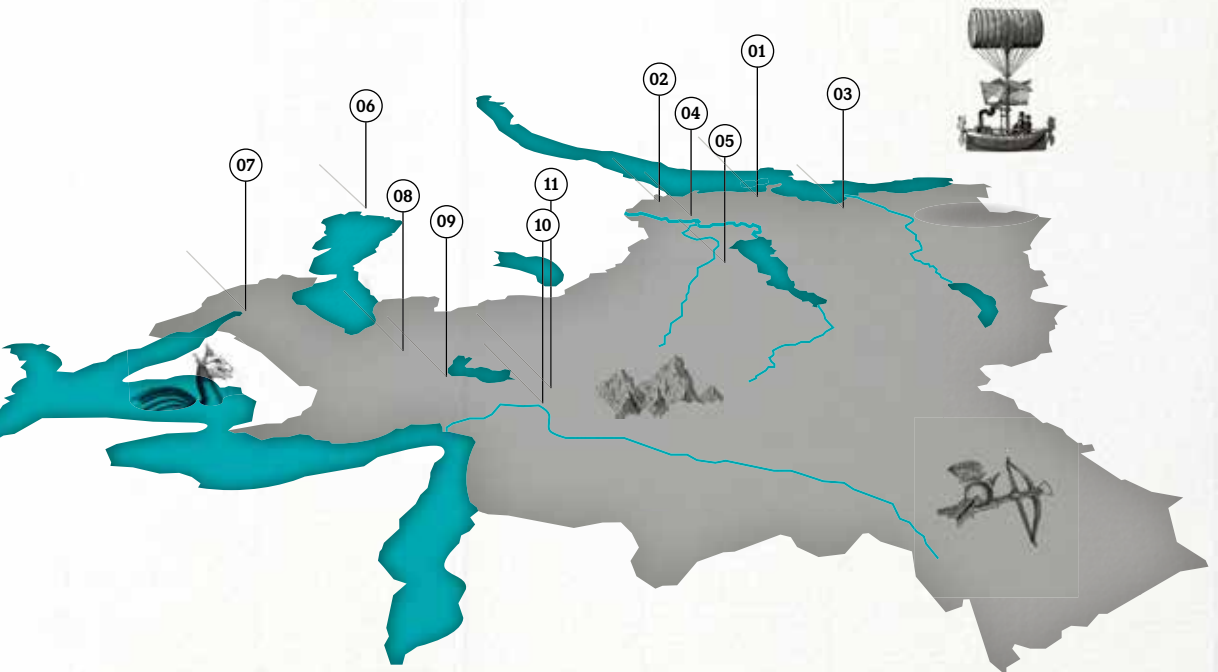
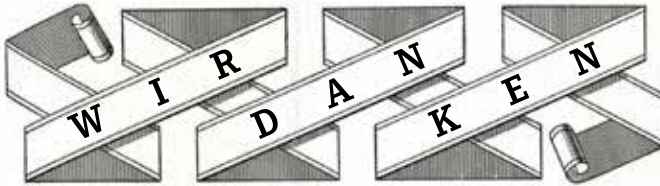
Mattig-Suter und
Partner Schwyz Treuhand- und
RevisionsgesellschaftFelchlin
CONFIRMING

Schwyz

CONVISA
Unternehmens- und Steuerberatung

telico

SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | CEVIAN CAPITAL · Investment Advisory · Pfäffikon |
 CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küssnacht am Rigi | CONTRACTPLAN AG · Wollerau |
 CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | ETZEL IMMOBILIEN AG ·
 Pfäffikon | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen |
 KOST HOLZBAU AG · Küssnacht | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | →



MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH - HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen |
PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronik-
entwicklung und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE ·
Spielcasino · Pfäffikon | TELLCO AG · Anlage- und Vorsorgelösungen · Schwyz | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT
MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz |

A full-page photograph of a mountain landscape. In the background, a jagged, rocky mountain peak rises above a layer of white mist or clouds. The sky is a deep blue with scattered white clouds. The middle ground shows steep, dark grey rock faces. The foreground is a valley floor covered in green and yellowish-brown vegetation, with patches of grey rock and scree. The overall scene is majestic and wild.

*the
region
of*